

DER BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 6.

Man abonniert bei allen Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 31. Januar 1898.

Vierteljährlich 2½ Mark.
Monatlich erscheinen vier Nummern.

44. Jahrg.

Gräfin Dora.

Novelle von Elin Ameen.

2. Fortsetzung u. Schluß aus Nr. 4, Seite 39. Nachdruck verboten.

„War Ihre Geschichte denn schon zu Ende?“ fragte Knorr.
„Zu Ende?“ versetzte Dora. „Sie nimmt kein Ende — so lange nicht, wie jene noch leben. Interessiert sie Sie?“

„Ja — wollen Sie nicht weiter erzählen?“ Ihre Augen fixierten die Sterne scharf, als läse sie alles von dort in feuriger Schrift auf nachtschwarzem Grunde ab. Dann begann sie wieder mit der gleichen gedämpften, träumerischen Stimme, während er leise vorwärts rübertrat, damit der Strom sie nicht wieder zurücktrieb.

„Die Neuvermählten saßen still nebeneinander im Wagen. Er hatte ein Tuch um sie gehüllt und dem feuchten Nebel des zeitigen Frühlingsabends die Fenster verschlossen. Der Himmel war trübe, und die Wege waren dunkel. Nur die Wagenlichter waren Lichtstreifen auf jede Seite des Wagens und blitzten mit unstillendem, flatterndem Licht zu den beiden im Wagen hinein.“

Nach diesem Augenblick hatte sie sich seit Wochen gesehnt, wo sie zum erstenmal als Mann und Frau allein sein würden, wo sie ihre Arme um seinen Hals legen könnte und ihre Herzen in Verständnis und Liebe einander entgegenschlagen würden. Jetzt saß sie still und bleich, und Angst erwachte in ihrer Seele.

Sonst fuhr man eine Stunde bis zur Station, mit dem Vierspanner sollte man nur dreiviertel brauchen.

Schließlich sprach er. Im Schutz des Dunkels der Wagenecke sagte er ihr alles, und das Rätsel, dem sie nachgegrübelt, wurde gelöst.

Er hatte ihr keine Liebe zu geben, wie auch er keine von ihr forderte. Sein ganzes Leben, seine Seele, sein Körper, jeder Atemzug gehörte einer andern Frau. Nie könnte er frei werden, auch wenn er es wollte — nur der Tod könnte die Eide lösen, die er geschworen.

„Warum haben Sie sich dann verheiratet?“ kam es leise, sodas er es kaum hörte, von ihrem Munde, während sie sich todesbleich in die Ecke zurücklehnte und die Augen mit der Hand beschattete.

„Auf Befehl meines Herrschers. Denn sie, die ich liebe und die mich wieder liebt, steht dem kaiserlichen Hause nahe. Ich wurde in dieses fremde Land mit dem ausdrücklichen Befehl gesendet, verheiratet wiederzukehren — und ich muß gehorchen.“

„Und warum wählten Sie gerade mich?“ Ihre Stimme bebte von unterdrücktem Schmerz.

„Weil Sie so jung sind. Nur zu einem unerfahrenen, unentwickelten Kinde konnte ich mit dieser Beichte kommen — weil, weil es noch nicht Zeit gehabt, sich an mich oder einen andern zu fesseln, und weil Sie so milde waren, so gut und sanft. Und hören Sie mich, petite, alles, was Ihrem Leben Sonnenschein und Glück geben kann, will ich ausfindig machen. Nehmen Sie mich immer zu Ihrem Freund, Ihrem Vertrauten — ich will Ihnen nur wohl. Kommen Sie immer zu mir, wie zu einem Vater, und lassen Sie mich Ihren Ratgeber, Ihren Freund werden. Ihnen kann noch das Glück erblühen, Sie sind so jung — und denken Sie daran, mon enfant, niemals werde ich zwischen Ihnen und Ihrem Glück stehen.“

Sie empfand brennende Scham über ihn,

über sich selbst und über seine Worte, und in ihr stieg eine gewaltsame Erbitterung gegen alles auf. Sie war betrogen, ganz erbärmlich, gemein betrogen!

Und doch bekam sie erst viel später zu wissen, daß ihr Vater die Schuld trug. Seine Verhältnisse waren in traurigen Zustand, und das Gut wäre unter den Hammer gekommen, wenn ihn nicht der russische Diplomat gegen die Hand der Tochter gerettet hätte. Aber das hatte ihr der Vater niemals gesagt — durch einen andern erfuhr sie es, daß sie verkauft worden — o Gott, verhandelt und gekauft wie eine Ware!

In der Seele des Bräutigams mußten ähnliche Gedanken erwacht sein, wie in der ihren, denn er legte seine Hand auf ihren Arm und sagte sanft: „Verzeihen Sie mir, petite, wenn Sie können — denken Sie nicht zu schlecht von mir und sagen Sie mir, das ist doch sicher, ich habe Sie doch keinem andern genommen — Sie lieben doch keinen andern?“

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu und sagte ruhig und kalt: „Ich liebe keinen andern.“

Aber von Verzeihung sagte sie nichts, denn ihr Herz war allzu voll von Bitterkeit und Qual. Aber in jener Stunde wurde sie aus einem Kinde zum Weib, und als sie an der Station ausstieg, um ihre Hochzeitsreise zu beginnen, hatte sie für immer den Frieden ihrer Kindheit und ihre Träume vom Glück hinter sich gelassen...
„Wie erging es ihr später?“ fragte der Kandidat nach einer Pause.

„Sie bekam alles, was er ihr versprochen, alles, was Reichtum und Ansehen einer Frau geben können. Sie eilte von Fest zu Fest, sie gewann Triumphe und wurde gefeiert und beneidet wie wenige. Er war immer gut zu ihr, schlug ihr nichts ab, trotzdem ihre Launen und ihr Vergnügungsdurst keine Grenzen kannten.“

Sie veränderte sich sehr — äußerlich zu ihrem Vorteil, aber innerlich wurde sie hart, rücksichtslos und bitter. Sie tanzte und lächelte, sie lachte und scherzte, aber in ihrem Herzen war sie friedlos und ach, so todesmüde! Niemals konnte sie vergeffen, niemals verzeihen, immer nagte die brennende Wunde, daß ihr das Leben alles gab, alles mit Ausnahme des einen: seiner Liebe und mit ihr das Glück.“

„Fand sie niemals einen andern, den sie lieb gewann?“

„Sie hat es wohl versucht, denn ihr Leben war mitten im Rauf der Feste so leer und öde, was nur ein verzehrendes Sehnen — aber es kam nie dazu.“

„Also liebte sie ihn — liebt sie ihn noch immer?“

Sie antwortete nicht. Ihre Wimpern senkten sich, ihre Lippen zitterten, und einen Augenblick verbarg sie ihr Gesicht in ihrem Schawl. Als sie wieder aufschah, war sie entsetzlich bleich, und es glänzte etwas wie Thränen in den dichten Wimpern.

„Jetzt sind wir da,“ sagte sie mit veränderter, gleichgültiger Stimme, „legen Sie an der Brücke an.“

Sie sprang an das Land, ohne auf seine Hilfe zu warten, und ging langsam vor ihm den Weg entlang. Er holte sie bald ein, aber keiner von beiden sagte ein Wort, bevor sie an der Schloßterrasse angelangt waren, die der klare Vollmondschein überflutete.

Sie blieb stehen und sah über die Wiese an der Seite des Auffahrtsweges hin, wo ein leichter Nebel wie ein Spiel der Elfen schwebte. Die Bäume im Park nahmen gigantische Formen an, und die Schatten der Büsche und Rabatten sahen aus wie viele unförmliche Massen. Kein Laut ließ sich hören, nur jenes mystische Knacken, leises Seufzen und leichtes Prasseln, das man im Schweigen der Nacht vernimmt, ohne sagen zu können, woher diese namenlosen Laute kommen.

„Wie ich solch eine Nacht, wie diese, liebe!“ rief Dora aus. „Es liegt Sehnsucht und Stimmung in ihr, und mir ist, als verstünde mich die ganze Natur, wie ich sie.“

Knorr empfand einen starken Drang, vor ihr auf die Knie zu sinken und ihr zu sagen, daß er sie verheirathe und liebe, daß er ihr sein ganzes Leben opfern wolle, ihr als Sklave folgen; aber die Worte kamen nicht über seine



Visitenvillette.

Beschreibung Seite 68.

Lippen, gebunden durch das, was er sie eben erzählen gehört.

Vielleicht verstand sie es doch. Sie sagte schnell Gutenacht, ging dann die Treppen der Terrasse hinauf und verschwand im Schloß.

Aber Knorr wanderte noch lange umher, sein Zimmer war in Aufruhr. Was wünschte er, was hoffte er, was wollte er? Nichts, weil nichts sein werden konnte, aber in seiner unbeantworteten Liebe und seinem Schmerz wollte er aushalten, und ihm war, als wüchsen durch sein Leid die Schwingen seines Dichtergenies, und bevor die Nacht zu Ende gegangen, wollte er das schönste Gedicht schreiben, das er aufweisen konnte, und dieses Gedicht sollte auf sie sein.

Graf von Krusened war in den letzten Tagen unruhig gewesen. Seine Blicke hatten oft mit forschendem Ausdruck auf seiner ältesten Tochter geruht, und er hatte sich ihr gegenüber ungewöhnlich freundlich gezeigt. Er hielt sich viel auf seinem Zimmer auf, wo er sich mit einer Menge von Akten und Papieren beschäftigte. Als seine Frau ihn so gefunden, hatte sie ihn gefragt, ob sie ihm irgendwie helfen solle, aber er hatte sie abgewiesen und gebeten, ihn allein zu lassen.

Eines Tages rief er Dora zu sich. Sie fand sich mit einer gewissen Bewunderung ein. Er saß an seinem Schreibtisch, um ihn herum lagen eine Menge von Papieren zerstreut. Er bat sie, auf dem Sofa ihm gegenüber Platz zu nehmen. Er zauderte etwas, ehe er mit seiner heiseren, stotternden Stimme begann, und nur langsam und stoßweise brachte er die Worte hervor.

„Mein Leben geht so allmählich seinem Ende entgegen — das kann Jahre dauern — aber es kann auch bald kommen. Wenn man auf sein Leben zurückblickt, hat man vieles zu bereuen; vieles, wofür man um Verzeihung zu bitten hat. Es giebt Worte und Thaten, die niemals ausgelöscht werden können — und gäbe man auch sein Herzblut dafür. Aber es giebt auch andre, die wenigstens teilweise rückgängig gemacht und gesühnt werden können.“

Der Graf schwieg und holte Atem. Dora saß ziemlich gleichgültig und spielte mit den Schnüren ihres Morgenkleides.

Der Graf räusperte sich und fuhr fort: „Ich habe viel an dich gedacht, mein Kind, und daran, wie ich wohl das große Unrecht wieder gut machen könnte, das ich gegen dich begangen —“

Dora ließ die Schnüre fallen und blickte hastig auf ihren Vater. „Was meinst du, Papa?“

„Du hast niemals einem von uns dein Herz geöffnet, aber deine Mutter und ich haben doch bald bemerkt, daß deine Ehe mit Subaroff nicht glücklich geworden. Zur Zeit, als sie geschlossen wurde, leistete mir Subaroff einen Dienst, so groß, daß er dafür begehren konnte, was er wollte —“

„Ja, ich weiß — du hast mich ihm gegeben wie eine Handelsware!“

Die Miene des Grafen verdüsterte sich. „Du bedienst dich starker Ausdrücke — hat Subaroff es dir gesagt?“

„Wie kannst du das glauben!“ Sie fuhr auf. „Subaroff ist ein Gentleman — dergleichen würde er niemals ver raten.“

„Nun — es liegt ja in gewisser Beziehung etwas Nichtiges darin. Das Geschenk oder die Anleihe, die ich von ihm empfing, rettete uns alle vor dem Ruin und ließ mich das Gut meiner Väter behalten, das auch wieder auf meinen Sohn übergehen soll. Ich bitte dich, mir die Berechtigung zu erweisen und zu glauben, daß ich der festen Meinung war, auch dir dein Glück zu sichern. Subaroff war eine in jeder Beziehung glänzende Partie und ein Mann, dessen Eigenschaften eine glückliche Ehe verbürgten. Daß es nicht so gekommen, dafür wißt ihr am besten die Gründe — ich vermute, die Schuld liegt auf beiden Seiten. Jetzt, nach sieben Jahren sehe ich mich indessen in stande, die Hälfte des Geliehenen zurückzubezahlen, und wenn ich noch einige Jahre am Leben bleibe und alles gut geht, kann er noch mehr bekommen, wenn auch nicht alles. Ich kann dich wieder loslösen, meine Dora, und ich habe wegen der Scheidung an Subaroff geschrieben, falls er darauf eingehen will.“

„Scheidung?“ Sie war leichenblaß geworden, und ihre Augen öffneten sich weit vor Entsetzen.

„Du bist noch ganz jung, du hast das Leben noch vor dir und kannst das Vergangene vergessen.“

„Vergessen? — Und hast du das an Subaroff geschrieben?“

Er nickte zustimmend.

Sie klammerte ihre Hände krampfhaft umeinander, und ihre Lippen zitterten. „Du hast es gethan — und er hat geantwortet? — Natürlich geht er darauf ein?“

Der Graf nahm langsam mit unsicherer Hand ein Papier vom Schreibtisch. Darauf legte er es zurück und nahm ein andres, während sie ihn mit Todesangst im Herzen anschaute.

„Ich habe meinen Brief noch nicht abgeschickt,“ sagte er. „Sieh, hier ist er —“

Sie erhob sich schnell, und es kam wieder Farbe in ihr Antlitz. „Wo? — Gieb ihn mir! Ach, gieb ihn mir —“

Sie entriß ihn fast seiner Hand.

„Ich wollte dich bitten, ihn erst zu lesen, ob du vielleicht einen Punkt geändert wissen willst. Ich will ja nur dein Bestes.“

„Dann darf ich hiermit thun, was ich will?“ Sie hielt den Brief empor. Bevor er noch denken, geschweige denn ein Wort hervorbringen konnte, hatte sie den Brief

in kleine Fetzen zerrissen und diese in den Papierkorb geworfen.

Er betrachtete sie erstaunt mit offenem Munde.

Da trat sie zu ihm und legte mit einer Bewegung ungewohnter Zärtlichkeit ihren Arm um seinen Hals. „Verzeih mir, Vater,“ sagte sie mit schwachem Lächeln, „es ist das erste Mal, daß ich dir entgegen selbständig gehandelt habe, aber du sagtest ja, du wolltest mein Bestes. Jetzt ist es zu spät — du hast mich nicht gefragt vor sieben Jahren, als du mich fortgabst. Vielleicht wäre dann mein Leben anders geworden, vielleicht nicht — wenn mein Opfer zum Wohle aller notwendig war. Jetzt wünsche ich nichts andres — ich bin zufrieden — glücklich, wenn du es willst. Du kannst ihm ja sein Geld trotzdem zurückgeben, wenn du es für gut findest — aber ich bleibe bei ihm.“

Ihre Stimme zitterte, und es zuckte um ihre Mundwinkel wie von verhaltenem Weinen. Sie küßte leicht ihres Vaters Stirn, ging aus dem Zimmer und ließ ihn allein mit seinen verwirren Gedanken, die gänzlich aus dem Gleise gekommen waren, in das er sie mit so vieler Mühe gebracht.

Am Abend desselben Tages erhielt Dora wie gewöhnlich ihre Zeitung, die sie sich immer mit der Post nachsenden ließ. Sie faltete sie gleichgiltig auseinander, durchslog sie und machte hier und da eine Bemerkung über die Neuheiten.

Plötzlich schrie sie auf, ihre Augen weiteten sich, und ihr Gesicht erhielt einen starren Ausdruck, während sie so stark erbleichte, daß selbst ihre Lippen bläulichweiß erschienen. Sie ballte die Zeitung zusammen, taumelte und dann geschah, was früher niemand je bei ihr gesehen hatte, sie fiel ohnmächtig in das Sofa zurück.

Der Kandidat trug sie auf seinen Armen in ihr Zimmer, wo sie bald wieder zu sich kam.

Doch trotzdem ließ sie sich an jenem Abend nicht mehr unter den andern sehen.

Am nächsten Vormittag war sie aber wieder wie sonst, nur hatte sie blaue Ringe um die Augen, wie nach einer schlaflosen Nacht. Sie selbst sagte, daß sie ihr plötzliches Unwohlwerden am Abend vorher nicht verstehen könne. Sie glättete die zusammengeballte Zeitung wieder aus, indem sie hineinsah, sagte sie gleichgiltig zu ihrer Mutter: „Unser Hof trägt Trauer — eine ausländische Prinzessin ist gestorben — ich kannte sie, sie war einige Zeit krank gewesen, aber niemand glaubte, daß sie dem Tode so nahe war.“

Dora wich dem Kandidaten und auch den übrigen während der nächsten Tage soviel als möglich aus. Sie wanderte einsam im Park umher oder hielt sich in ihren Zimmern auf, wo man sie hin und her gehen hörte. Es war, als sei ein Unruhgeist in sie gefahren, sie konnte nicht fünf Minuten stillsitzen.

Der Kandidat hätte gut Zeit gehabt, Marie Köppler zu besuchen, aber wie die Motte das Licht umflattert, bis sie verbrannt und versengt, so umschwärmte er Gräfin Dora und konnte sich nicht losreißen, trotzdem ihm seine Leidenschaft nur Dual verursachte.

Marie wartete und wartete, aber er, den sie erwartete, kam nicht. Trotzdem war sie weit davon zu ahnen, daß er vergeblich seine Rauchopfer zu den Füßen einer andern verbrannte, für die er wohl nur ein Zeitvertreib einiger Stunden gewesen war.

Eine Woche nach Doras Ohnmachtsanfall kam ein Telegramm an sie. Es war von Subaroff, der am nächsten Tag in Eichberg einzutreffen gedachte und anfragte, ob sie am Tage darauf bereit sein könne, mit ihm heimzureisen. Natürlich wollte sie mit ihm reisen. Sie war lange genug in Eichberg gewesen, länger als sonst, und so gab sie der Kammerjungfer Befehl zu packen.

„Es wird so langweilig, wenn du fortreist,“ meinte Adrienne und legte ihren Arm um die Schwester. „Ach, wenn ich doch mit der Schule fertig und erwachsen wäre und dich begleiten könnte, falls Papa und Mama mich entbehren möchten.“

„Du sollst schon eines Tages zu uns kommen, Schwesterchen,“ antwortete Dora und streichelte Adriennes Haar, „ich habe immer gedacht, daß du mich später besuchen sollst, damit du etwas von der Welt siehst. Aber, Adrienne, sei glücklich, solange du noch ein Kind bist. Man verliebt leicht in der großen Welt dort draußen seinen Kindesfreunden, und nicht alles, was dort so lockend glänzt, ist Gold — nur Flitter, Flitter! Will man es fangen, so verschwindet es und hinterläßt nichts als Leere, und die Leere ist das Schlimmste von allem.“

Der Wagen fuhr vor, und Graf Subaroff stieg aus. Man hatte das Abendessen aufgeschoben, um es mit ihm zusammen einzunehmen.

Knorr war nicht zugegen, er schützte Unwohlsein vor und hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen.

Als Subaroff in das Speisezimmer trat, stand Dora an einem entfernten Fenster, dem Eintretenden den Rücken zuwendend. Ohne ihn zu sehen, wußte sie, wie er aussah — der stattliche, blonde Russe, mit der männlichen, kräftigen Gestalt, den feinen Zügen, dem wohlgeformten Munde, den ein heller Bart beschattete. Und vor allem sah sie seine Augen — jene dunkelblauen Augen mit ihrem seelenvollen, unendlich traurigen Ausdruck.

Er begrüßte zuerst seine Schwiegermutter, deren Hand er flüchtig küßte, dann den Schwiegervater mit hastigem Händedruck und einem Blick, der an dem Manne vorbeiglitte, den er in der Tiefe seines Herzens von dem Tage an verachtet hatte, wo er seine Tochter verkaufte. Er faßte

Adrienne an den Schultern und wendete ihr Gesicht der Lampe zu, sagte, daß sie gewachsen und eine „grande dame“ geworden sei — Otto hatte ihn bereits im Hausflur empfangen — und dann kam die Reihe zuletzt an seine Frau.

Sie mußte sich halb umwenden und ihm eine schlaffe Hand reichen, die er an seine Lippen führte. Sie wollte sie ihm entziehen, als hätte der Ruf sie gebrannt, aber er hielt sie fest, indem er vergebens versuchte, ihr ins Gesicht zu sehen, das sie hartnäckig abgewendet hielt, während ihr Blick zu Boden gerichtet war. Er sagte etwas auf russisch, worauf sie mit leiser Stimme antwortete.

Darauf sagte sie schnell auf französisch, es sei das beste, sich jetzt zu Tisch zu setzen, da die Zeit längst vorüber sei, wo der Vater sonst pünktlich sein Abendessen einnahm. Subaroff legte ihren Arm auf den seinen und führte sie zu Tisch.

Graf Krusened äußerte sich einigemal langsam in einem ziemlich fehlerfreien Französisch. Seine Frau sprach nur einige Phrasen, die sie vor langer Zeit noch in der Schule gelernt hatte, und Otto und Adrienne kamen nicht weiter, wie bis zu „oui“ oder „non“ und „merci“ oder „je ne sais pas“.

Auch Dora schien ihre Redegabe, gleichgiltig in welcher Sprache, ebenso wie ihre gewöhnliche Sicherheit verloren zu haben. Sie saß stumm mit gesenkten Augen und versuchte auszuweichen, als hätte sie Appetit, während sie in Wirklichkeit mit Mühe jeden Bissen hinunterwürgte.

Nur Subaroff führte das Wort, sprach gut und fließend und schien vollkommen unbesungen.

Das Abendessen war sehr bald vorüber, und Graf Krusened zog sich sofort in sein Schlafzimmer zurück. Für die andern war es noch zu zeitig, das Gleiche zu thun, und die Gräfin schlug vor, man solle noch ein Weichchen im Wohnzimmer zusammensitzen.

„Ich will mir meine Arbeit holen,“ sagte Dora schnell und verließ das Zimmer. Kaum hatte sie die Thür geschlossen, als sich Subaroff erhob und ihr folgte.

Kandidat Knorr war auf die Terrasse hinausgegangen und wanderte dort auf und ab. Er hatte heftige Kopfschmerzen, und die frische Abendluft kühlte seine klopfenden Schläfen.

Im ersten Stock mitten über der Terrasse stand ein Fenster offen, und von der Lampe im Zimmer breitete sich ein matt rosenfarbiger Schein aus.

Der Kandidat hörte Stimmen dort oben — oder eigentlich nur eine Stimme, die tiefe, volle Stimme eines Mannes, die innig bittend und lieblosend klang, trotz der vielen Konsonantlaute der russischen Sprache.

Manchmal wurde es ganz still — aber der Kandidat hatte das bestimmte Gefühl, daß jemand antwortete, leise, leise, trotzdem sein Ohr keinen Laut der andern Stimme auffangen konnte.

Aber dann sprach wieder die männliche Stimme — und der Kandidat konnte sich nicht vom Fleck losreißen, trotzdem er kein Wort verstand.

Was wurde dort oben gesprochen — geklüffert? Wer hat, wer schwieg mit einem Schweigen, das berebter war als Worte? Die beiden waren ja doch nur dem Namen nach Mann und Frau, sonst waren sie wie zwei Fremde — und sie nicht nur fremd, sondern verschmäht und betrogen!

Warum erhob sie sich nicht, stolz und unnahbar, wie sie es sein konnte gleich keiner andern, und verließ den Mann, der zu ihr sprach, mit einem Lächeln? Warum — warum?

Endlich war sie gekommen, die Stunde, nach der sie sieben Jahre lang sich gesehnt — sich gesehnt ohne Hoffnung! Ihr Mädchentraum, den sie gehegt, da sie als Braut vor dem Altar stand, war in Erfüllung gegangen — sie saß dicht neben ihm auf dem kleinen Sofa, hatte ihre Arme um seinen Hals gelegt und ihren Kopf gegen seine Schulter, während seine Hände behutsam lieblosend über ihr Haar glitten.

Er sagte ihr, wie heftig es ihn geschmerzt habe, als er an ihrem Hochzeitstage einen Funken erwachender Liebe bei ihr wahrzunehmen glaubte, und wie er sich deshalb beeilt, sofort diesen Funken auszulöschen. Wie ein elender Betrüger hatte er sich der reinherzigen, jungen Frau gegenüber gefühlt, die voll Vertrauen alles verließ, um ihm in das fremde Land zu folgen. Seine einzige Hoffnung war gewesen, daß sie im Trubel des Lebens ihm keine Gedanken widmen, sondern vielleicht eine andre Liebe, ein andres Glück finden würde. Und doch fühlte er von Tag zu Tag sich mehr und mehr zu dem jungen Wesen hingezogen, das seinen Namen trug, und sein Gefühl für sie wurde mit den Jahren inniger und tiefer. Ihr Zimmeres war ihm ein verschlossenes Buch, und er wagte nicht hineinzublicken, um derentwillen, die zwischen ihnen stand. Aber oftmals glaubte er unter dem kalten Wesen oder dem unlöschbaren Durst nach Herftreungen eine Seele wahrzunehmen, die mit sich in Unfrieden war, ein gequältes Herz, das sich sehnte — wonach? Eiferfüchtig fing er dann an, zu spüren und zu forschen, ob die Liebe über sie gekommen sei, ob ein andrer da sei, um die Leere in ihrer sehrenden Seele zu füllen. Aber er fand auch nicht das geringste Anzeichen für etwas Aehnliches. Sie narrete die, die sie liebten, und sie fühlte kein Mitleid mit denen, die um ihre Liebe bettelten. Nicht ein böses Wort konnte man über sie sagen, nicht der geringste Hauch von Mißtrauen trübte ihren Ruf. Da freute er sich und hoffte, und seine Seele erfüllte etwas Lichtes und Warmes. Er verleugnete nicht

seine Liebe zu dem andern Weibe — so liebt man nicht öfter als einmal im Leben — aber diese Liebe war schließlich eine Fessel geworden, die ihn bedrückte, und auch ihr Leben wurde förmlich davon aufgezehrt, denn sie wollte ihn nicht loslassen, solange noch Leben in ihren Adern pulsierte. Aber jetzt war der Tod gekommen und hatte seine kalte Hand auf ihr Herz gelegt und seinen heftigen Schlägen Halt geboten. Alles Verflozene war mit ihr, deren Sarg man mit prachtvollen Rosen geschmückt hatte, unter der Erde begraben.

Könnte seine junge Frau vergeben und vergessen — vergeben und vergessen, daß eine andre ihn so tyrannisch geliebt? Gleichwohl bot er ihr nicht die Reste eines verglühten Frühlings — sondern sie zu ihr war jung und frisch wie der Frühling, trotzdem sein Haar bereits zu ergrauen begann; sie war das Beste, das Innigste, das je in seinem Innern Wurzel gefaßt hatte und aufgegangen war...

Was sie antwortete, war nicht viel, und es war so leise, wie die Worte kaum vernahm, aber es war völlig genügend. Und nun las er in ihrer Seele wie in einem aufgeschlagenen Buch, und was er dort sah, verschlechte die Trauer aus seinen Augen und entzündete in ihnen einen Glanz stillen Glückes und tiefster Freude.

Der Kandidat begegnete Dora auf dem Treppenabsatz, der die beiden Korridore des obern Stockes verband. Sie blieb mitten unter der Hängelampe stehen, die sie klar beleuchtete. Sie sah aus, wie eine junge Bacchantin, ihr Haar war in Unordnung, die Augen leuchteten wie zwei Sterne, ihre Wangen brannten, und ihre Lippen waren halb geöffnet — wie im Rausch, nicht von Wein, sondern von Glück. „Mein Mann ist gekommen,“ sagte sie fast herausfordernd und gleichzeitig mit jubelndem Klang in ihrer Stimme.

„Ja, ich weiß — aber ich glaubte nicht, daß dies Sie so erfreuen könnte,“ antwortete er, und es lag Hohn in seinem Tone.

Ohne einen Gedanken daran, daß er, der hier bleich und mit düsterem Blick vor ihr stand, um ihre willen leiden könne, rücksichtslos egoistisch in der überschäumenden Glückseligkeit, die sie nicht allein ertragen konnte, antwortete sie mit einem bezaubernden Lächeln: „Ach, Sie — Sie wissen garnicht, wie wir uns lieben — mein Mann und ich!“

Und leicht wie ein Reh eilte sie die Treppe hinunter zu Mutter und Geschwistern, die schon zu lange auf sie und Subaroff hatten warten müssen.

Am nächsten Tage reisten Graf und Gräfin Subaroff ab, und einige Tage später verließ auch Knorr Eichberg, etwas früher, als zuerst beabsichtigt war. Aber Otto begleitete ihn auf die Universität, um dort unter seiner Leitung die Arbeiten für sein Abiturientenexamen fortzusetzen.

Im Pfarrhaus saß ein stilles, junges Mädchen und weinte über einen Brief, den ein Bote aus Eichberg gebracht. Man hatte ihn ihr gebracht, als sie am Webstuhl saß und ihr schönes, farbig gerandetes Handtuchleinen verfertigte.

Trotz und erwartungsvoll hatte sie den Brief geöffnet; sie hatte so lange nicht Knorr gesehen oder etwas von ihm gehört. Jetzt würde sie die Erklärung dafür finden. Und die fand sie, indem er in abgebrochenen, zusammenhanglosen Sätzen ihre Verlobung aufhob, weil er gefunden, daß sie „nicht für einander paßten“. Er bat sie, ihm zu verzeihen, welchen Schmerz er ihr bereite, aber er hoffe, daß sie, mit ihrer ruhigen, leidenschaftsfreien Natur es nicht so schwer nehmen, sondern ihn bald vergessen und mit einem andern glücklich werden würde — er wäre jedenfalls ihrer nicht wert u. s. w. u. s. w.

Zu einer Nachschrift, die sie zuerst übersehen, stand, er wolle versuchen, ob er eines Tages zu ihr zurückkommen könne, wenn sie dann frei sei, aber bis dahin wolle er nicht gebunden sein und auch sie nicht gebunden halten. Er bedürfe voller Freiheit, um sich zu entwickeln und den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Aber, wie es ihnen beiden auch ergehen würde, eines Tages würden sie einander wiedersehen, wenigstens als Freunde, und niemand könne wissen, was die Zukunft in ihrem Schoße berge.

Sie rang nicht ihre Hände, fiel nicht in Ohnmacht oder rief jemanden herbei. Doch auf den offenen Brief und das weiße Gewebe fielen klare, schwere Thränen. Es war nur der stille, herbe Schmerz eines Mädchens, dem das Glück seines Lebens verloren gegangen war. Aber niemand war Zeuge hiervon.

— E n d e. —

Tout Berlin.

Plauderei von Paul Eusemann.

Nachdruck verboten.

„Tout Berlin“ war gestern wieder anwesend. „Alles, was in Bismarck was ist, was da“ — so übersetzt der Berliner das „Tout Berlin“.

Diese Phrase kann man im Lauf der Saison sehr häufig im lokalen Zeil oder im Feuilleton der reichshauptstädtischen Blätter lesen. Es ist das einer der üblichen Journalistenausdrücke, bei denen sich keiner etwas denkt, weder der Schreiber noch der kundige Leser. Aber es ist doch eine zu dumme Phrase, als daß sie eigentlich der geschmackvolle Mensch noch gebrauchen sollte.

Wer ist denn eigentlich dies „Tout Berlin“, das in der Premidre, auf dem Ball, beim Rennen, im Wohlthätigkeitsbazar, im Konzert gewesen sein soll? Was stellt sich denn der verehrte Schreiber darunter vor? Zumeist nichts, garnichts.

Er hat die Phrase, wie so manches andre, von jenseits des Rheines bezogen: wenn es ein Tout Paris giebt, denkt er, warum sollte es da nicht auch ein Tout Berlin geben? Das schmeichelt dem rasch emporgekommenen Neu-Berlin, das vor 1870 noch eine mittlere Residenzstadt war.

Tout Berlin setzt eine Gesellschaft voraus: die Gesellschaft von Berlin. Und die ist bisher nur ein imaginärer Begriff — denn es giebt noch keine Gesellschaft großen Stils in dem jungen Berlin, wie es eine solche von Paris, ja, wie es teilweise eine von Wien giebt. Eine Gesellschaft von Leuten nämlich, die sich kennt, die miteinander verkehrt.

In Neu-Berlin giebt es zu viele, die erst vor kurzem in die Weltstadt gezogen oder dort emporgekommen sind, um schon mitzuzählen. Es giebt dort Offiziere, Juristen, Ärzte, Künstler, Finanzmänner, Litteraten, Beamte, Kaufleute — alle diese Klassen veranstalten Bälle und geben Gesellschaften: aber diese bleiben exklusiv, und wenn ein Offizier auf dem Ball der einen und ein Schauspieler auf dem Ball der andern erscheint, so erregt das immer einiges Aufsehen.

Nein, es giebt in Berlin keine rechte „Gesellschaft“, weil die Leute sich in der rasch entwickelten Großstadt kaum persönlich kennen, hauptsächlich aber wohl aus dem sehr einfachen Grunde, weil wir überhaupt kein gesellschaftliches Volk sind, wir Norddeutschen, wir Berliner.

Wir waren es vielleicht einstmals. Das war zur Zeit der vielgeschmähten, ästhetischen Thees, wo bei dünnen Butterbrot und dünnem Getränk in Schöngesterei gemacht wurde. Man hat sie verhöhnt und verspottet, diese Anfänge der Gesellschaft der zwanziger und dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts — und doch sehen wir uns zurück, heute, wo wir, je nach dem Milieu, saftigen Kalbsbraten, Fajanen, filet de soles à la horly, aber keine Unterhaltung haben; wir sehen uns nach jenen dünnen Butterbrot, nach jenem dünnen Thee und den damaligen anregenden Gesellschaften, bei denen er geübt wurde. Denn die damaligen Zeitgenossen interessierten sich zumeist noch für Kunst, und die Kunst schuf in enger Wechselwirkung Gesellschaft, wenigstens die Anfänge dazu, aber heute ist Kunst fast gleichbedeutend mit Luxus oder Sport, und einen Salon der geistvollen Rachel haben wir heute nicht mehr.

Dafür haben wir freilich „Klubs“ in Berlin, wo gespielt wird, „Vereine“, wo in hohem Pflanzstern gemacht wird, Kaffeekränzchen, jours fixes und five o'clock tea's, wo über die gerade Abwehrenden hergezogen wird, Zwangs-Abendessen oder „Liebesmahle“, wo eine Geselligkeit forciert wird.

Wir kennen heute in Berlin zumeist nur jene Geselligkeit, bei der von Dinern und Abendessen mit Tanz die Rede ist. Vier Wochen schon vorher hat der Hausherr mit der Gattin überlegt: wen „müssen“ wir einladen? Denn man giebt heute in den guten bürgerlichen Kreisen nicht nur Gesellschaften der Gesellschaft wegen, sondern weil man „Verpflichtungen“ hat, weil man sich „rebandieren“ muß. Zweite wichtige Frage: „Was geben wir?“ denn man will doch nicht hinter den X oder Y zurückbleiben. Drittens — und die Gästewahl keine geringe Sorge; da in Berlin — macht von vielen andern deutschen Städten gilt genau daselbe — beinahe jeder dritte Mensch mit den beiden andern verfeindet ist, so erfordert die Auswahl und besonders die Tischordnung bisweilen recht viel Kopfschmerzen.

Man kommt, wird meist neben eine fremde oder kaum bekannte Person gesetzt, muß einige geschmacklose Toaste anhören oder selbst ausbringen, spricht von den letzten Premidren, vom philharmonischen Konzert oder von der Eisbahn oder auch vom jüngsten lokalen Sensationsereignis. Nach Tisch ziehen sich, um jede Gesellschaft zu töten, die Damen ins Musikzimmer oder in den Salon, die Herren zur Cigarre und zum Uffir ins Herrenzimmer zurück.

Dann trägt die Tochter des Hauses oder ein Künstler etwas vor, das von den meisten als störendes Intermezzo empfunden wird. Und schließlich wird, um aller Geselligkeit die Krone aufzusetzen, womöglich noch Karten gespielt. Und dann geht der verständige Mensch nach Hause mit dem Bewußtsein, wieder einmal einige Stunden totgeschlagen und sich anständig gelangweilt zu haben.

Und der Hausherr jeuzt am nächsten Tage, weil er wieder mal über seinen Etat gegangen, und die Hausfrau grollt den Junggefellern unter den Gästen, weil sie garnicht daran gedacht haben, daß noch drei heiratsfähige Töchter anwesend sind.

Nein, wir haben keine Gesellschaften, weil wir uns heute so schwer aneinander anschließen können, weil wir zu spröde geworden sind. Ein neuer Ankommenling wird in der Gesellschaft mit gewisser Kälte empfangen. Denn man weiß ja zunächst garnicht, wer der Mann ist, ob er zu uns paßt, ob er genug Bargeld im Portemonnaie hat u. s. w.

Und aus unsrer Kaste können wir nur selten heraus. Wir haben die gemeinschaftlichen Verührungspunkte verloren. Jeder ist heutzutage Spezialist in seinem Beruf, in seiner Wissenschaft, in seiner Kunst, und jeder hat die Arroganz, sein Metier für das wichtigste zu halten. Was ist dem Naturwissenschaftler der Lyriker und dem Bühnhauer der Schauspieler? Auf der einen Seite allzu viel Klatsch vom „Fach“ und den „Fachgenossen“, auf der andern Steifheit und Langeweile: das ist im allgemeinen die Signatur unsrer heutigen Gesellschaft. Das Klageklage ist alt, und schon Ludwig Börne hat es angeklagt: „In den Klubs, Casinos, Messourcen, Harmonie, Regalieren, Museen gefallen sich die Gleichgesinnten, die Gleichbegabten, die Gleichbefähigten, die Standesgenossen. Da findet jeder nur, was er soeben verlassen, und hört jeder nur das Echo seiner eigenen Gesinnung. Eine solche Unterhaltung ist bloß fortgesetzte Tagesbeschäftigung, nur mit dem Nachtheile, daß sie nichts einbringt. Aber sie sterben lieber aus Mangel an Unterhaltung, als daß sie ihre Thore öffnen; denn der Zweck ist nicht die Vereinigung, sondern das Ausscheiden und Absondern. Wo nur Standesgenossen zusammenkommen, da wird immer sehr bald die Langeweile präsidieren und die Dummheit das Protokoll führen.“

Wir haben auch aus einem andern Grunde keine rechte Gesellschaft, weil Berlin nicht Deutschland ist, wie Paris Frankreich ist. Es scheidet eben bei uns noch vieles an dem Partikularismus, der stets ins Kleinfache herabsteigt und die Konzentration verhindert. Darum haben wir auch keine Bühne, die der Spiegel dieses öffentlichen Lebens wäre. Gewiß, wir haben seit zehn Jahren einige gute litterarische Werke, aber sie spielen in einem Nirgendwo, in irgend einem Gebirge, auf irgend einem Landgut oder dergl. — aber wir haben kein Theater, das wie in Paris in reger Beziehung zum öffentlichen

Leben des Landes steht. Unfre Zeit und was sie bewegt, kann man schwer aus unsern Stücken erfahren. Und so haben wir vor allem keine Satire, kein Lustspiel.

Woher sollte es auch kommen? Vereinzelte Schriftsteller gelangen ja nicht einmal in die kleinen Gesellschaften, wie ihre glücklichen Pariser Kollegen in die große allgemeine. Vom Baron, Legationsrat oder Major aufwärts erlahmen in der Regel ihre Kenntnisse der gesellschaftlichen Kreise.

Heinrich Heine hat diesen Mangel seiner Zeit schon geschildert: „Der französische Schriftsteller lebt beständig in der Gesellschaft, und zwar in der großen, mag er auch noch so dürftig und titellos sein. Fürsten und Fürstinnen faszinieren den Notenschreiber Jean Jacques, und im Pariser Salon heißt der Minister ‚monsieur‘ und die Herzogin ‚madame‘. Daher lebt in den Romanen der Franzosen jener leichte Gesellschaftston, jene Ungewissheit und Feinheit und Urbanität, die man nur im Umgang mit Menschen erlangt, und daher jene Familienähnlichkeit der französischen Romane, deren Sprache immer dieselbe scheint, eben weil sie die gesellschaftliche ist... Der arme Deutsche verschließt sich in seine Dachstube, fajelt eine Welt zusammen, und in einer aus ihm selbst wunderbar hervorgegangenen Sprache schreibt er Romane, worin Gestalten und Dinge leben, die herrlich, göttlich, höchst poetisch sind, aber nirgends existieren.“

Direkt und indirekt werden alle unsre Persönlichkeiten von der Gesellschaft profitieren. Direkt, indem sie in persönlicher Kontakt mit ihrem Publikum treten, sie für ihre Werke interessieren könnten; indirekt, indem sie Studien nach der Natur machen lernten.

Man lese die besten französischen Romane und sehe die feineren französischen Stücke. Welche Grazie, welche Sicherheit, welche Reife in vielen von ihnen! Und dann sehe man sich die Leute selbst an: Autoren und Publikum. Wie elegant, wie vorteilhaft bewegt sich dort fast jeder! Bei uns soll es selbst in besseren Gesellschaften mitunter vorkommen, daß Kellner und Gäste verwechselt werden. Denn der biedere Deutsche hat in der Mehrzahl einen unansprechlichen Haß gegen den Feind, den er eines freien Mannes unwürdig findet. Er fählt sich nicht „gemüthlich“ darin — und das ist für ihn das Ausschlaggebende. Lieber vernachlässigt er sich ein wenig in der Kleidung. Beim schneeweißen Oberhemd fängt ja für ihn bisweilen schon das „Gigerl“ an, Lackstiefel sind immerhin eine seltenerere Erscheinung, der chapeau claque hat Uräterformen, und der schwarze Anzug sieht bisweilen aus, als hätte man ihn seit der Einsegnung nicht mehr getragen. Aber Kleider machen Leute. Das kann auch heißen: ein gutgehender Anzug giebt dem Träger ein vortheilhaftes Ansehen und zwingt ihn, sich anders zu benehmen als im Schlafrock. Man soll die Form nie unterschätzen. Auf sie kommt alles an; sie ist im Grunde meist das Wesen der Dinge, im Leben sowohl wie in der Kunst.

Wie sehr Publikum und bildende Künstler voneinander profitieren könnten, zeigt ein Blick auf die Mehrzahl unsrer Wohnungen, die nur den Geschmack des Tapezierers oder Dekorateurs verraten, aber zu wenig von einer eigenartigen Persönlichkeit zu erzählen wissen. Sie sind oft sehr groß, sehr reich mit stillen aufgehäuften Kostbarkeiten ausgestattet — aber sie sind meist nicht behaglich, nicht zuhause.

Die Hausbibliothek, die in der Regel aus dem Konversationslexikon und einigen Bädern — die kunstfällige nicht selten aus wertlosen Stichen und Delbildern (humoristischen Genres oder Stillleben), Zehnmar-Bronzen, falschen chinesischen Vasen, imitierten Nütungen.

Ja, die Gesellschaft und das öffentliche Leben! Wie könnte dieses an gutem Ton gewinnen, wenn die Leute verschiedener Meinungen und Parteien miteinander gesellschaftlich verkehren könnten und müßten. Der rohe Ton, der häufig in der Kritik, in der Polemik sich geltend macht, würde aus den Zeitungen, den Debatten u. s. w. verschwinden, und man würde den Bekenner einer andern Ueberzeugung nicht mehr als beschränkt oder böswillig bezeichnen. Das geschieht ja meist nur deshalb, weil man sich nicht persönlich kennt. Eine gute Erziehung wäre hier durch die Gesellschaft möglich; denn man könnte zwar scharf und sachlich, aber doch nicht persönlich gehässig den heute angreifen, den man morgen im Salon trifft.

Es giebt allerdings — und das möchten wir doch nicht unerwähnt lassen — auch bei uns ganz angenehme kleine Kreise, in denen Geselligkeit gepflegt wird. Und es giebt viele, die sich nach einer Gesellschaft im großen Stile sehnen, die nach Anregung, nach Austausch lechzen. Viele, die Talent für den Salon hätten. Aber die Hauptsache bei unsrer Gesellschaft ist beinahe, wie die gel, das Essen und Trinken geworden, und viele, die nicht viel mehr als Butterbrot und Bier vorsetzen könnten, genieren sich, ihr Heim einem größern Kreise zu öffnen, wo alles willkommen geheißen würde, was gute und lebenswürdige Art hat. So verhindert das moderne Emporkömmlingstum, das nur nach glänzenden Scheinen geht, das Wesentliche und Förderliche. So ist bei uns Gesellschaft nicht etwas Alltägliches, sondern etwas, worauf sich Gastgeber und Gäste tagelang „vorbereiten“. Etwas, das das Haus in nervöse Unruhe verlegt und aus gewohnten Lebensgeräuschen herauswirft. Möbel werden von den Plätzen geschlagen, Schlafzimmer zum Spielzimmer eingerichtet und Schreibtische auf den Boden geschafft. Man wählt zumeist die Sonntage, weil man selbst und seine Gäste dann „Zeit“ hat. Eine herbere Kritik für unser gesellschaftliches Leben giebt es garnicht!

Und wovon unterhält man sich zumeist? Ein jeder — es wurde schon oben gesagt — am liebsten von seinem Metier. Und von Kunst? Du lieber Gott, unsre Schriftsteller, unsre Maler würden staunen, wie wenig man sie kennt, wie wenig man ihre künstlerischen Absichten versteht.

Nein, das deutsche Volk bevorzugt noch das Kneipenleben. Da ist es gemüthlicher, rauchiger, lärmender, da kann man ungeniert schreien! Auch ist es bequemer für die Hausfrau. Da trifft man immer Bekannte und merkt es garnicht, daß man den burschikosen Kneipenton schließlich als Errungenschaft in sein Haus zurückträgt.

Also, das gesellschaftliche Leben existiert in deutschen Städten bisher nur äußerst selten, fast so wenig wie das „Tout Berlin“ in der Reichshauptstadt zu finden ist. Weder in den Premidren, noch bei Wohlthätigkeitsbazaren, in Matineen, auf Bällen oder auf den Rennen. Ein paar Premidrentiger, einige Künstler oder Schriftsteller, diese oder jene Schauspielerin — das ist zumeist für den Berichterstatter „Tout Berlin“. Wahrscheinlich, noch ein ziemlich kleines Berlin, dieses „Tout Berlin“!



Elektrische Bahn über die Neva beim Winterpalast in Petersburg.

Was sich schickt.

Plauderei von Olga Wohlbrück.

Nachdruck verboten.

Was sich schickt? Ja, das möchte so manches junge Mädchen in Deutschland wissen, wenn es von der gestrengen Frau Mama das gefürchtete Wort: „es schickt sich nicht“ zu hören bekommt.

Eine besorgte Mama geht in Gesellschaft ganz erregt auf ihr strahlendes, lebhaftes Töchterchen zu: „Mein liebes Kind, unterhalte dich nach dem Souper nicht wieder so viel mit deinem Tischherrn!“ — „Aber, Mama, er ist ja der interessanteste, bedeutendste Mann aus dem ganzen Kreis!“ — „Das mag sein, aber — es fällt auf, und dann vor allem: es schickt sich nicht.“

Diese vier Wörtchen bilden eine chinesische Mauer, hinter die sich Mutter und Tanten gern verschließen, wenn die neugierige Jugend nach den wahren Gründen forscht, die der gesellschaftlichen Freiheit bei uns vielfach so enge Grenzen ziehen. Despotischer ist keine böse Märchenstiefmutter als dieses: „es schickt sich nicht“, und bis zu dem Augenblick, wo das junge Mädchen das elterliche Haus verläßt, um in den Lebenskampf hinauszutreten, ist es den äußerlich konventionellen Gesetzen des tyrannischen: „es schickt sich“ und „es schickt sich nicht“ unterthan.

Die fortschrittliche Bewegung unter den Frauen, die in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen und Erscheinungen gezeitigt, deren Bedeutung für die Kulturgeschichte unsres Jahrhunderts auch von Männern bereitwillig anerkannt wird, hat die ernstesten Sittlichkeitsgebote über die der bloßen äußeren Schicklichkeit gestellt.

Nur die arbeitende, schaffende Frau ist in Deutschland die selbständige Frau. Viele Haustöchter freilich und auch Frauen, die noch nicht den Ernst des Lebens kennen gelernt, hegen fast immer ein bedauerliches Mißtrauen gegen jene, die sich im Kampfe ums Dasein über manche äußere Etikette hinwegsetzen müssen; darum ihre Unbeholfenheit, wenn dann das Leben ganz unerwartet mit harten Anforderungen an sie herantritt, darum die vielen unbefriedigenden oder gar verfehlten Leistungen, darum oft die Trauer über ein verlorenes oder nutzlos vergeudetes Leben.

Nehmen wir einmal das Mädchen aus unsrer wohlhabenden, guten Gesellschaft. Das konventionelle Schicklichkeitsgebot verbietet dem jungen Mädchen, in dem Kreise der sie umgebenden jungen Leute selbständig eine Wahl zu treffen. Sie darf ihrerseits nicht sichten, prüfen, ja sie kann nicht einmal den Mann gut kennen lernen, mit dem sie sich für ihr ganzes Leben verbinden soll.

Das junge Mädchen hat zweimal mit Herrn Soundso getanzt — gleich heißt es: „Schau, Schau, die Kleine interessiert sich für ihn.“ — Dreimal getanzt: „Oho, die Sache scheint ernst.“ — Viermal: „Schrecklich! Sie kompromittiert sich.“

Und das ahnungslose Mädchen wird mit hundert unartigen Fragen und Anspielungen bombardiert. Erst lacht sie, dann ärgert sie sich, schließlich bricht sie in Thränen aus und ruft: „Aber so laßt mich doch zufrieden, er tanzt ausgezeichnet weiter nichts.“ — „Und nur weil er gut tanzt... darum kompromittierst du dich und tanzt vier Tänze mit ihm?“ — „Mir scheint doch der Grund stichhaltig genug?“ — „Kind, um Gottes Willen, das geht nicht, das... das schickt sich ja nicht!“

An ein wirkliches Kennenlernen des Mannes vor der Ehe ist also in den meisten Fällen garnicht zu denken. Das vornehmste Gebot der Sittlichkeit, das da vorschreibt, den Mann, dem man seine Ehre, sein ganzes Leben anvertraut, zu kennen, nach seinem Wert zu schätzen und zu lieben, wird somit in vielen Fällen dem äußerlichen Schicklichkeitsgebot kaltblütig geopfert. So war es vor hundert Jahren, so ist es leider noch heute.

Eine so völlige Ungebundenheit, wie sie die amerikanischen Frauen und Mädchen kennen, ist ja bei uns freilich nicht zu verlangen und — vielleicht auch nicht zu wünschen. Nicht etwa, daß die vielgepriesene Weiblichkeit darum verloren ginge — denn nirgends ist das Weib mehr Weib in all seinen Vorzügen und Schwächen, als gerade in Amerika — aber unsre männliche Jugend ist bis jetzt nicht derart erzogen, daß ihr gänzlich zwangloser Verkehr mit den jungen Mädchen für diese von Vorteil wäre. Bevor nicht unsre Söhne eine andre häusliche Erziehung in ihrem Verhalten den Mädchen gegenüber genießen, bevor ihnen nicht die Achtung vor der Frau von Kindheit an eingeimpft wird und sie nicht den Familienverkehr ihren Kneipabenden vorziehen, so lange fehlen noch die ersten Grundbedingungen, die den Verkehr zwischen den jungen Leuten beiderlei Geschlechts in Amerika so reizvoll und so völlig gefahrlos gestalten.

Aber wenn auch die Schranken des geselligen Verkehrs bei uns enger gezogen werden müssen, als dies in Amerika, ja selbst in England der Fall ist, so ließe sich doch auch innerhalb dieser Schranken der Verkehr etwas freier gestalten, ließen sich die konventionellen Schicklichkeitsgebote sehr wohl weiter ausdehnen, als dies zu meist bis jetzt geschieht. Unsern jungen Mädchen würde dadurch ein breiter Strom geistigen Lebens zugeführt werden, das heute aus dem meist oberflächlichen Salonverkehr gebannt ist.

In Rußland, wo die Mädchen in ihren Gymnasien ja auch denselben Bildungsgrad erlangen, wie die jungen Leute ihn vor ihrem Eintritt in die Universität beizugehen, tritt eine gewisse geistige Fusion der beiden Geschlechter ein. Der junge Mann blickt nicht auf das

junge Mädchen von der Höhe des bestandenen Abiturientenexamens herab; denn das junge Mädchen hat gar häufig dieselben Kenntnisse wie er, und ihre Vorstudien berechtigen sie zu derselben Laufbahn wie ihn. Wenn sie auch nur in Ausnahmefällen später ein Spezialfach studiert, so ist sie doch durch ihre Bildung befähigt, jedes ernste Gespräch fortzuspinnen, jeder wissenschaftlichen Auseinandersetzung verständnisvoll zu folgen. Darum ist auch in Rußland der Verkehr zwischen Mädchen und jungen Leuten sehr rege, und die Wörtchen „es schickt sich nicht“ wird ein Mädchen aus gebildeten russischen Kreisen — man darf die jungen Mädchen seiner russischen Familien nicht etwa mit Geistesruhmstücken verwechseln — kaum je zu hören bekommen. In Deutschland hingegen wird die freie Individualität der jungen Mädchen noch vielfach eingengt durch das ewig wiederkehrende, tyrannische Mahnwort, das wie ein Schreckgespenst die freiere Regung der Seele, den höheren Aufschwung des Geistes häufig zurückdrängt.

Es schickt sich nicht für Mädchen, ein eigenes Urteil zu haben; es schickt sich nicht für sie, es zu äußern und mit allen ihr zu Gebote stehenden dialektischen Mitteln zu verteidigen, wie es den jungen Männern gestattet ist; es schickt sich nicht für sie, ihr Leben selbständig zu gestalten, und von dem Altergebrachten abweichend, andre Liebhabereien zu hegen als die für Poesiealbum oder Autographensammlungen.

Und plötzlich wird so ein geistig und seelisch noch unreifes Wesen zur Würde der Frau erhoben — und da, im Nu, wird von ihr verlangt, daß sie allen Anforderungen gerecht wird, die unsre moderne, intelligente Gesellschaft an eine Frau stellt. Oder sie wird alsdann als beschränkt, oberflächlich, unbeholfen verschrien.

Oder noch schlimmer: das nicht rechtzeitig zur Selbständigkeit erzogene Mädchen wird plötzlich durch einen grausamen Zufall aus seinem sicheren Zufluchtsort der Schar jener ums Brot kämpfenden Geseßelt, die mit Aufgebot aller geistigen und moralischen Kräfte selbständig ihre Existenz weiterführen. Wo nimmt das Mädchen nun die Kraft her zum Kampfe? Bis jetzt hat ihr die leiseste Uebertretung der albernsten Schicklichkeitsgebote strenge Rügen eingetragen; wie wird die Welt nun ihr völlig verändertes Gebahren aufnehmen? Das junge Mädchen ist ja gewöhnt worden, immer und immer nur nach der Welt zu fragen, nicht aber in sich, in ihrer eigenen sittlichen Weltanschauung die Kraft zum Handeln zu schöpfen.

Wehrlos wird sie dastehen im rauhen Kampfe, ängstlich, tappend wird sie die dornenvollen Pfade gehen, die eine andre mit weiterem Gesichtskreis, mit selbständigerem Denken mutig einherdreht.

Darum, ob unsre Töchter bestimmt sind, sich selbst ihre Existenz zu gründen oder an der Seite eines Mannes ein von allen materiellen Widerwärtigkeiten freies Leben zu führen — untergraben wir nicht von vornherein geistlich das Selbstständigkeitsgefühl in ihnen. Suchen wir vielmehr aus unsren Töchtern zu machen, was uns bei unsren Söhnen so wünschenswert erscheint: rechte und ganze Menschen! Geben wir ihnen das Glück im vornehmsten Sinne, wie Aristoteles es aufgefaßt hat, d. h. die Möglichkeit zur ungehinderten Ausübung der hervorsteckendsten Fähigkeiten. Geben wir ihnen gute Formen, aber lehren wir sie zugleich die Form vom Wesen zu unterscheiden. Gewähren wir ihnen Freiheit des Geistes und eine größere Freiheit des Benehmens, zwingen wir sie nicht nutzlos ein in Schablonen, aus denen sie sich später nie zu eigener Individualität werden emporschwingen können. Schulen wir ihren Geist, bilden wir ihre Herzen, schärfen wir ihr Taktgefühl und rüsten wir sie auf diese Art zum Lebenskampfe. Sagen wir unsren Töchtern, was sich durch die so häufig wiederholte Phrase: „es schickt sich nicht“, die, wenn ihr die sittliche und logische Begründung fehlt, eben häufig nichts ist — als eine Phrase.

Petersburger Winterbilder.

Hierzu zwei Originalzeichnungen von Richard Rucktäschel.

Nachdruck verboten.

Will man das Charakteristische eines Landes kennen lernen, so muß man es in seiner ihm besonders eigentümlichen Jahreszeit besuchen. Das gilt nicht nur von Spanien, dessen Hauptstadt erst unter der höchsten Glut der sengenden Sonnenstrahlen all ihre interessante Eigenart entfaltet, das gilt auch namentlich von Nordrußland, dessen Reizenstadt erst ihren vollen Wert erhält, sobald sie sich in ihr schneeiges Gewand gehüllt hat.

Edel und tot während des kurzen, heißen Sommers, erwacht Petersburg erst wieder zu vollem Leben, wenn der erste Schnee fällt, wenn die vollständig eröffnete Schlittenfahrt die Verkehrswege erleichtert, wenn das Eis die Brücken überflüssig und den breiten Nevastrom und seine Kanäle für ein halbes Jahr passierbar und fest macht. Nach allen Richtungen hin durchkreuzen dann Schlitten und Fußgänger die Eisrinde der Neva, die so stark und fest wird, daß sie selbst, wie unsre Abbildungen zeigen, elektrische und mechanische Ueberfahrtsbahnen trägt. Die mechanische Ueberfahrtsbahn führt vom Standbild Peters des Großen auf dem Plage vor der Isaakskathedrale nach Wassili Ostrow hinüber, in die Nähe der Kunstakademie, und die elektrisch betriebene Bahn verbindet den Platz vor dem Winterpalais mit den „Inseln“.

Der Eislauf erfreut sich zwar nur einer mäßigen Beliebtheit, da der hochgestellte Russe im allgemeinen kein Bedürfnis nach anstrengenden Körperübungen hat, nur den Reizsport und das Bergsteigen liebt und im übrigen die sitzende Ortsveränderung, das Leben im Wagen, im Schlitten, auf der Eisenbahn u. s. w. vorzieht. Aber doch bildet die Eisfläche der Neva mit den zahllosen, pfeilschnell dahinkliegenden Schlitten, den Zelten der Lappländer, die hier ihr Domizil aufschlagen und ihre Rentiere umherführen, an klaren Wintertagen ein interessantes, abwechslungsreiches Bild.

Und auf allen Straßen, in allen Salons und Magazinen Petersburgs findet man gerade zu der Zeit, wo nach dem Naturgesetze das schaffensdrang erlahmen müßte, die eifrigste Thätigkeit und das regste Leben und Treiben. Petersburg muß man im Winter sehen, wenn man seine ganze reizvolle Eigenart und Schönheit kennen lernen will.



Mechanische Ueberfahrt über die Neva vom Isaaksplatz zur Akademie der Künste in Petersburg.

lerinnen hervor, die in den Geist ihrer Kunst eingebrungen sind, ein durchaus selbständiges Auffassen und Empfinden zeigen und das Kraftgefühl und Bewußtsein bekunden, daß sie uns etwas sagen können und sagen müssen, was nicht jeder auszusprechen vermag. Solche hochstrebenden und hochbegabten Künstlerinnen sind z. B. die vier hier abgebildeten: die Dresdener Koloraturfängerin Erika Wedekind, die württembergische Hofchauspielerin Luise Dumont, die Brüsseler Cellistin Elsa Ruegger und die Berliner Geigenkünstlerin Betty Schwabe.

Erika Wedekind, 1869 in Hannover als Kind schweizerischer Eltern geboren, wurde im Dresdener Konservatorium von der Gesangskünstlerin Aglaja Orgeni ausgebildet und ist seit 1894 das gefeierteste Mitglied der Dresdener Hofoper. Mit vollem Recht; denn sie ist ein geborenes Gesangs-genie: ihre Stimme, ein hoher Sopran, ist klangvoll und weittragend, dabei von bezauberndem Schmelz, von einer Biegsamkeit und Weichheit, die sie die schwierigsten Koloraturpartien spielend überwinden lassen. In ihren weltberühmten Trillern wettschert sie mit der Kunst der Nachtigall.

Luise Dumont ist neben Agnes Sorma unsere beste Zbendarstellerin. Ihre Rebekka in „Rosmersholm“ gehört zu den vollendetsten Leistungen der deutschen Bühnenkunst. Ebenso wohlbedacht und von ergreifender Wirkung sind ihre „Hedda Gabler“ und ihre „Ella Rentheim“. Außerordentlich lebenswahr spielt sie auch in Eubermanns Dramen, als Magda in der „Heimat“, Ada in „Sodoms Ende“, Elisabeth im „Glück im Winkel“ und als Herodias im „Johannes“. Luise Dumont, eine Koloraturistin von Geburt, war schon als Kind ernst und tief veranlagt; sie hatte anfänglich den Wunsch, in das Ursulinerinnenloster einzutreten. Der frühzeitige Tod des Vaters vermittelte indes diese Absicht und zwang sie, die Sorge für ihre Mutter und Geschwister zu übernehmen. Sie trat zuerst, noch ziemlich unfertig, 1885 am Deutschen Theater zu Berlin auf,



G. W. Trunoff in Moskau phot.

Luise Dumont.

Sine Premiere.

Novelle von Jean Mifène.

Nachdruck verboten.

Es war vorüber — vorüber!
Das selbe Bedürfnis, ihn wiederzusehen, mit ihren Augen den Anblick seines blassen Gesichtes mit dem gezwungenen Lächeln festzuhalten, hatte sie seit gestern wohl zum zwanzigstenmal am Totenbett des Sohnes zusammengeführt. Und jetzt weinten die beiden Alten, den Kopf gegen die Matratze gelehnt, die Hände in das Holz gekrampft, und schluchzten herzbrechend.

Ihre Gedanken, die in dreißigjähriger Ehe gleich geworden waren, flogen dem toten Kinde zu, und in dem Entfenden der gegenwärtigen Stunde schlugen die beiden Herzen in gemeinsamem Schmerz zusammen.
Das also ist das Leben! dachten sie im tiefsten Grunde ihrer Herzen. Sie hatten nur ein Kind, ein einziges, und für dieses hatten sie ohne Murren, unbekümmert um Sorge und Plage, von einem Tag zum andern gearbeitet. Emsig wie die Ameisen hatten sie vierzig lange Jahre in einem dunkeln Laden geschafft. Und als dann dieser Sohn, der dank so vielen Bemühungen die herben Leiden des schriftstellerischen Anfangsstadiums hatte vermeiden können, bekannt zu werden begann, als seine Artikel citiert wurden, als man ihn zu den „Jungen“ des Tages zählte, die einmal eine Zukunft vor sich hatten, da — wurde er von einem Wagen überfahren. Und ihnen, den armen Eltern, brachte man den leblosen Körper des geliebten Sohnes mit gebrochenen Gliedern ins Haus...

Und nun weinten sie beide. Und während der Vater in seinem Trauertraum die Nekrologe, die salbungsvollen Worte und die schwarzgeränderte Nummer der Zeitung sah, für die der Sohn geschrieben, dachte die Mutter daran, daß diesen Morgen alle Bekannte von ihnen reden würden, auch in jenem Winkel von Paris, wo sie ihr Vermögen erworben, und sie hörte im Geiste den Krämer



Hofphotograph N. Raschkow jr. in Breslau.

Erika Wedekind.

Die Frauen in der modernen Kunst.

Hierzu fünf Porträts.

Nachdruck verboten

Wenn heute immer mehr von den rapiden Fortschritten der Frauen in der Kunst gesprochen werden muß, so haben manche Gegner der Frauenrechte wohl den veralteten Einwand bei der Hand: ja, als nachschaffende Künstlerinnen mögen die Frauen ganz Bedeutendes leisten, selbstschöpferisch sind sie jedoch nicht. Und dennoch beginnen die Frauen in der Erzählliteratur bereits die Führung zu übernehmen, dennoch kennt die Gegenwart trotz des verhältnismäßig kurzen Zeitraumes, seitdem die Frauen die Kunst zu ihrem Beruf gemacht haben, recht hervorragende Bildhauerinnen, Malerinnen, Dramatikerinnen, Komponistinnen u. s. w. Und schon nach den heutigen Beweisen ihres Könnens kann man voraussagen, daß in Zukunft unzweifelhaft auch Frauen die höchsten Stufen in der Kunst erreichen werden. Einen solchen vielversprechenden Beweis hat z. B. das gewaltige, von Frauenhand modellierte Bildwerk „Lucifer“ geliefert, das auf der diesjährigen Ausstellung im Wiener Künstlerhaus bei der Preisverteilung einen heftigen Streit unter der Jury hervorrief, der mit der Verleihung der goldenen Karl-Ludwig-Medaille an die geniale Schöpferin des Meisterwerkes seinen Abschluß fand.

Die Bildhauerin Therese Feodorowna Ries hat mit ihrem wuchtigen, dämonischen „Lucifer“, an dem alles Kraft und Energie atmet, ein ausgesprochen selbstschöpferisches Talent und ihre vollkommene Ebenbürtigkeit den männlichen Kunstgenossen gegenüber bewiesen. Die jugendliche Künstlerin, eine Deutsch-Russin, hatte sich anfänglich der Musik und der Malerei gewidmet, erkannte aber schon frühzeitig ihr großes plastisches Talent und schuf zuerst ohne Anleitung allerlei groteske Bildwerke, die indes eine lebhaft künstlerische Phantasie verrieten. In ihrer weiteren Ausbildung zog sie nach Wien, wo sie Schülerin des Prof. Hellmer wurde. Ihr „Lucifer“ war das erste große Werk, mit dem sie öffentlich hervortrat.
Die Zahl der nachschaffenden Künstlerinnen, der Sängerrinnen, Schauspielerinnen und Instrumentalvirtuosinnen u. s. w., ist gerade in unserer Zeit außerordentlich groß. Aber auch aus dieser großen Schar heben sich immer mehr wirkliche Künst-



Therese Feodorowna Ries.

ging dann nach Graz, hierauf an das Burgtheater in Wien und wurde von hier an das Hoftheater in Stuttgart engagiert, an dem sie noch jetzt alljährlich für eine bestimmte Zeit verpflichtet ist. Vier Monate des Jahres spielt sie in Berlin, in der übrigen Zeit geht sie auf Gastspielreisen. Ihr Repertoire umfaßt alle tragischen Rollen der klassischen und modernen Heroinen.

Die Cellistin Elsa Ruegger, als Tochter eines schweizerischen Staatsbeamten 1881 in Luzern geboren, überfiedelte in frühester Kindheit nach Brüssel, wo sie ihre musikalische und künstlerische Ausbildung, teilweise am Konservatorium, teilweise bei der ausgezeichneten Geigerin Anna Campowasky erhielt. Vom ersten Jahre an trat sie bereits in Wohlthätigkeitskonzerten in Brüssel auf und erregte berechtigtes Aufsehen. Als dreizehnjährige wurde sie vom Brüsseler Konservatorium entlassen und mit den höchsten Preisen ausgezeichnet. Nun begann ihre künstlerische Laufbahn; überall, wohin sie kam, wurde sie mit Begeisterung aufgenommen. Das jetzt sechzehnjährige junge Mädchen verfügt nicht nur über eine erstklassige, tadellose Technik, sie hat auch einen für ihr Alter merkwürdig sonoren, schönen Ton, und was das Beste ist, aus ihrem Vortrag spricht eine warme, echt künstlerische Empfindung. Elsa Ruegger zählt heute schon zu den hervorragendsten Cellistinnen; von ihrer Zukunft darf man daher das Höchste erwarten.

Gleichfalls eine ganze Künstlerin, die um Namen und Zukunft nicht besorgt zu sein braucht, ist die jugendliche Geigerin Betty Schwabe. Sie ist 1876 in Mägen geboren und begann schon als siebenjähriges Mädchen bei ihrer sehr musikalisch veranlagten Mutter ihre Studien. Als Zwölfjährige wurde sie in der königlichen Hochschule zu Berlin Schülerin Meisters Joachims, der sie nach dreijährigem Unterricht selbst in die Öffentlichkeit einführte. Sie verfügt über eine außergewöhnliche Technik, ihr Ton ist stets innig, rein und sicher, ihr Strich energiegelad und kräftig. Im Spiel der hochbegabten jungen Geigenkünstlerin giebt es nichts Gefünsteltes, nichts mühsam Einstudiertes. Ihr Spiel ist durchweg natürlich und wahr, ganz wie sie empfindet; und gerade das macht sie zur echten Künstlerin.

G. D.



Dupont in Brüssel phot.

Elsa Ruegger.



Hofphotograph Albert Meyer in Berlin

Betty Schwabe.

aus der Rue Bourdonnais, der sein Geschäft neben ihrem Posamentenladen hatte, wie er vor seiner Thür zu einem Kunden aus der Straße mitleidig sagte: „Wissen Sie schon? Der kleine Paul Louvet.“ — „Ja! was denn?“ — „Na, er ist tot!“

Und ihre Thränen flossen reichlicher bei dem Gedanken an den Schmerz, den die andern empfinden würden.

Und während das Schluchzen ihre Brust hob und senkte, bewegte der Winterwind die Fenstervorhänge, stürmte ins Fenster und erschütterte mit seinem Atem die Flamme der Kerzen, während auf dem Arbeitstisch, den noch niemand angerührt hatte, die Blätter der angefangenen Artikel und die Seiten der Notizbücher im Winde herumwirbelten.

Ein langer Monat war bereits seit dem Begräbnis verfloßen, doch die Alten weinten noch immer.

Ja, du lieber Gott! Man vergißt eben nicht so leicht den Traum eines ganzen Lebens. Den Traum? Ach, mehr als den Traum; denn der Anblick und die Liebe des teuren Kindes war für sie Wirklichkeit, echte Wirklichkeit gewesen. Jeder Winkel des Hauses war noch von ihm erfüllt. Jede Stunde des Tages bezeichnete einen leeren Platz.

Noch oft erbehte Madame Louvet, wenn Delphine, die alte Köchin, morgens zu stark mit dem Besen an die Thüren und Wände des langen Ganges stieß, der vor den Zimmern lag. Ein Blitz leuchtete dann in ihren Augen auf, und während dieses kurzen Augenblicks, in dem der Geist uns die Worte zeigt, bevor wir sie noch ausgesprochen haben, fühlte sie auf ihren Lippen den täglichen Vorwurf von ebendem: „Aber, Delphine, sind Sie denn toll? — Herr Paul schläft ja!“

Paul! — Ach, wie fern lag diese Zeit! — Ein blöder Blick trat nach und nach an die Stelle des Blickes, und ein bitteres Lächeln schloß den Mund, der sich eben hatte öffnen wollen.

Warum denn jetzt diese Stille? Wozu? Wer schlief denn jetzt morgens so ruhig im Hause?

Und dann die Mahlzeiten! Zu Mittag? Zum Abendbrot? Was sollte man sich sagen? War er es nicht, der die Unterhaltung geführt?

Außerdem war ihr Mann, der alte Herr Louvet, zu jener Zeit allabendlich gegen fünf Uhr in das Arkadencafé gegangen und hatte Neugierigkeiten mit nach Hause gebracht. Dieser tägliche Besuch des Cafés war seine Lieblingszerstreuung gewesen. So oft er eintrat, hatten die andern, die alten Stammgäste, zu den „Neulingen“ gesagt: „Sie wissen doch, das ist der Vater von Paul Louvet.“ Dann hatte er stets den Kopf unter diesem schmeichelhaften Zischeln erhoben und sich hochbeglückt auf seinen gewöhnlichen Platz im Hintergrunde des Saales gesetzt.

Jetzt war es aus mit dem Café! Eines Tages hatte ihn ein Freund, um ihn zu zerstreuen, mitgenommen. Doch die traurigen Gesichter der Leute, die sich vor ihm Zwang anthaten, hatten ihn in Verwirrung gebracht, und er war noch betrübter als sonst nach Hause zurückgekehrt. Daher überraschte ihn jetzt der Abend in dem großen Fauteuil seines Schlafzimmers, wo er, den Kopf auf die Brust geneigt, darsaß, während seine Frau, „Bonne“, wie er sie nannte, die für ihre Stricktrumpfarbeit nicht mehr genügend sehen konnte, durch die Fensterscheiben einen müden Blick auf die neblige Straße warf.

Und so blieben sie noch lange, nachdem die Dämmerung hereingebrochen, ohne Licht sitzen.

Eines Abends jedoch störte sie ein Zwischenfall in ihrem ruhigen Leben. Es war neun Uhr, und sie schickten sich bereits an, zu Bett gehen, als ein heftiges Klingeln sie aus ihrer Schläfrigkeit aufschreckte.

Angestrichen sprangen sie auf: wer konnte sie denn zu dieser Stunde noch stören? Und die Ohren spitzend, suchten sie die Stimme zu erkennen, die im Vorzimmer mit Delphine parlamentierte.

Die Thür öffnete sich; es war ein alter Freund Pauls, Herr Gendron, ein Schriftsteller, der an einem Boulevardtheater auch finanziell beteiligt sein sollte.

Nach den ersten üblichen Begrüßungsworten schlug Gendron, als die Louvets den Besucher mit den Augen fragten — denn sie merkten wohl, hinter dieser Visite stecke ein ernsthaftes Motiv — einen wohlwollenden Ton an und sagte, wie ein Freund des Hauses die Ellenbogen auf den runden Tisch legend, auf dem die Lampe brannte: „Ich habe Sie wegen des Stückes des armen Paul aufgesucht. Sie wissen doch: das ist dem „Théâtre parisien“ vor sechs Monaten eingereicht hat. Ich habe heute mit dem Direktor Montel gesprochen. Er will es aufführen, doch er braucht Ihre Erlaubnis. Geben Sie sie?“

Ihre Erlaubnis! Pauls Stück! Und gleichzeitig, da mit diesem Werke eine Fülle von Erinnerungen erwachte, erschreckte sie eine Unmenge von Verantwortlichkeiten und erdrückte sie mit ihrer unbekanntem Macht.

„Sie werden sich natürlich um nichts zu kümmern brauchen,“ fügte der Schriftsteller hinzu, der ihre Angst verstand.

Eine Pause folgte seinen Worten; dann sagte Herr Louvet im Flüßerton: „Bonne, was meinst du dazu?“

Seine Frau antwortete nicht, und schüchtern, schon im voraus auf alle Konzeptionen eingehend, fügte er hinzu: „Wenn Sie meinen, Herr Gendron —“

Doch jetzt rief sie, gleichsam aus einem Traum erwachend, in vorwurfsvollem Ton: „Dieses Stück spielen? Aber du denkst doch nicht daran, mein Freund! Damit

man uns aufs neue quält! Damit die Zeitungsmenschen wie vor einem Monat ins Haus strömen und man — wer weiß — vielleicht Böses von ihm spricht.“

Dann schüttete sie den großen Kummer ihres Herzens aus und sagte, sich zu dem Besucher wendend: „Wissen Sie, was sie an seinem Grab gesagt haben? J. B. der kleine Herr mit dem blassen Gesicht, der oft abends hierherkam und mit ihm arbeitete?“

Und als Gendron zum Zeichen der Verneinung den Kopf schüttelte, fuhr sie fort: „Nun, er hat in seiner Rede gesagt, daß Paul seit langer Zeit ausschließlich für die Litteratur gelebt, daß er sich von allem losgelöst, daß er in seinem Leben nichts als die Kunst gesehen, daß er ihr alle seine Zuneigung, alle seine Liebe geopfert habe! Das ist nicht möglich! Mein armer Paul! Er hatte uns so lieb!“ Und nun brach sie in Schluchzen aus.

Doch während ihr Mann, der nahe daran war, selbst loszuweichen, sie mit zum Himmel gerichteten Armen zu trösten versuchte, erhob Gendron seine Stimme und sprach von „Pflicht“, von der dem Andenken des Toten zu erweisenden „Huldigung“, von dem „Verlust für die Litteratur“; eine Fülle großer Worte, die ihm das Vorgefühl eines guten Geschäftes dank dem Tamtam, das er bei diesem so jung gestorbenen „Modernen“ zu entfesseln gedachte, diktierte.

Der Vater war schon zu drei Vierteln überzeugt, und bald ließ sich auch die Mutter, von den schnarrenden Phrasen des Freundes Pauls betäubt, ihre Einwilligung entziehen. Doch unter der Bedingung, daß man nie wieder zu ihr von diesem Stück sprechen sollte.

Und als Gendron fortging, hörte man auf dem Flur die wieder fester gewordene Stimme des Herrn Louvet, der in fast herrlichem Tone sagte: „Hören Sie, Herr Gendron, wir wollen nie mehr davon sprechen hören — nie mehr, nie mehr!“

Zwei Monate waren seit dem Besuch Gendrons verfloßen, als Herr Louvet bei seiner Rückkehr nach Hause eines Nachmittags eine auffällig sorgenvolle Miene zur Schau trug.

Die Arme seines Fauteuils hatten an jenem Abend keinen Einfluß auf ihn, und das gewohnte Schweigen des Schlafzimmers, in dem er regelmäßig die Stunde des Dinners erwartete, wurde von dem Geräusch seiner Schritte gestört. Er schien keinen Augenblick ruhig bleiben zu können, und als seine Frau ihn erltaunt wiederholtlich fragte, ob er krank sei, ob ihm etwas fehle, antwortete er in ausweichendem Tone: „O nein — nichts!“

Als sie aber in das Schlafzimmer gegangen waren, Delphine die Suppen aufgetragen und sie allein gelassen hatte, neigte sich Herr Louvet, als wenn er die Idee, die ihn quälte, nicht länger für sich behalten könnte, zu seiner Frau und murmelte: „Bonne, heut' Abend ist's“ —

Und als er sah, daß sie ihn nicht verstand, ja, ihn fast erschreckt ansah, fügte er hinzu: „Du weißt doch, die Premiere von Pauls Stück!“

Die Premiere von Pauls Stück? Ja, Herr Louvet hatte die Anzeige in einer Zeitung gelesen. Aber als er nach Hause kam, hatte er zuerst nicht gewagt, davon zu sprechen.

Und der Gedanke, daß heute Abend in einem Theater, unter feillichem Lärm der Name des dahingeshiedenen Kindes ausgesprochen werden sollte, betrübte sie noch tiefer. Und dann erinnerten sie sich an die Premiere des vorigen Stückes von Paul. Dann an sein erstes Stück, einen Dreiafter, der im Clunytheater aufgeführt wurde.

O, wie schön hatte sich Frau Louvet an jenem Abend gemacht! Ja, du lieber Gott, wer möchte auch nicht die Mutter eines erfolgreichen Autors sein! Und mit welcher Freude hatten sie sich in der kleinen Gitterloge niedergelassen, die Paul ihnen reserviert hatte. Herr Louvet war von seinem Sohn dann hinter die Kulissen mitgenommen worden, nach dem Schluß des zweiten Aktes!... Aber was alle beide, ohne es sich zu sagen, jetzt lebhaft im Geiste wiedersehen, das war der Augenblick, da der erste Liebhaber damals auf die Bühne getreten war und mit lauter Stimme verkündet hatte: „Das Stück, das wir soeben die Ehre gehabt vor Ihnen darstellen zu dürfen, stammt aus der Feder des Herrn Paul Louvet.“ Wie unvergeßlich schön war dieser Augenblick gewesen! Der Applaus dröhnte durch den Saal, und unter dem Lärm hörte man die Stimmen der Freunde, die da riefen: „Bravo, Louvet! Bravo, bravo!“

Und der Vater erinnerte sich sehr wohl, wie er sich dann im Hintergrunde der Loge zu seiner vollen Höhe aufgerichtet und am Ruhm des Sohnes ebenfalls teilgenommen hatte. „Bonne“ hatte neben ihm in der Loge gesessen und ganz leise gemeint, mit kleinen Schluchzern! Doch damals vor Freude! Die Logenschließerin hatte ihnen dann gesagt, das Stück wäre zu Ende, und sie möchten gehen.

Und heute quälte die Erinnerung an diesen Ruhmeserfolg ihre beiden Herzen, und ein gleiches Verlangen, das aus derselben Liebe entstanden war, erfüllte sie: das Verlangen, noch einmal der Verherrlichung ihres Kindes beizuwohnen. Und dieser ganz zuerst unterdrückte Gedanke kehrte unaufhörlich wieder und quälte sie, ohne daß sie es sich gestanden, mit immer heftigerem, stechendem Schmerz.

Der Vater wagte zuerst zu sprechen. „Wie wär's, wenn wir hingingen, Bonne?“ fragte er plötzlich, und als er den Satz kaum ausgesprochen, that es ihm schon leid; denn er fürchtete, seine Frau bei einem solchen Gedanken entrüstet aufspringen zu sehen.

Doch zu seiner großen Verwunderung zeigte „Bonne“ keinerlei Aergern; sie wies nur auf die späte Stunde hin, auf die Schwierigkeit, Plätze zu bekommen, aber ganz sanft und milde — mit dem augenscheinlichen Wunsch, eines andern belehrt zu werden.

Und da die Kehle ihnen wie zugeschnürt und jeder Appetit verschwunden war, so dachten sie nicht mehr an das Diner.

Nun kam die Frage der Toilette. Man konnte doch nicht in tiefer Trauer zu einer Premiere gehen; das war fast eine Entheiligung. Für ihn, den Vater, war die Sache nicht so schlimm. Ein Mann kann im schwarzen Anzug und Cylinder überall hingehen. Doch bei ihr, der Mutter, lag die Sache anders. Und während sie in ihrem Garderobenschrank nach einem dunklen Kleide suchte, das nicht für die ganz tiefe Trauer bestimmt war, ward ihr das Herz darüber schwer, daß sie, selbst aus Liebe zum Kinde, den schwarzen Flor ablegen sollte, der ihren Kummer so berechtigt verkündete.

Endlich entschloß sie sich zu einem schwarzen Seidenkleid, das sie lange nicht getragen, und zu einem Hut von derselben Farbe, dessen ganzer Zierat ein Zweig aus schwarzem Bernstein bildete.

Die Toilette sah allerdings nicht sehr schön aus. Aber was that das? Sie würden sich schon unter der Menge verstecken, und wenn der Zufall ihnen zwei gute Plätze verschaffte, so würden sie auf diesen bis zum Schluß bleiben, ohne in den Zwischenakten hinauszugehen.

Gegen das Versprechen eines guten Trinkgeldes führte sie eine Droschke in schnellem Trab nach dem Théâtre Parisien. Herr Louvet gab ihm drei Franken! Ach, an diesem Abend sah man nicht aufs Geld.

Sie schämten sich fast, als sie eintraten, und machten sich in dem prächtig erleuchteten Theater ganz klein.

Durch einen glücklichen Zufall waren noch im letzten Augenblick zwei gute Plätze zurückgegeben worden, und der Kassierer konnte ihnen in einer Loge zu sechs Personen zwei ganz vorzügliche Vorderplätze geben.

Es war gerade der Zwischenakt zwischen dem ersten Einakter und dem Hauptstück des Abends. Der Saal fing an, sich zu füllen, und eine große Anzahl weißgeströcker Oberhemden zeigte sich im Parkett. Die Männer betrachteten stehend, der Bühne den Rücken wendend, die Logen, und obwohl alle diese Blicke über sie hinwegschossen, genierten sie die beiden armen, alten Leute, die von neuem von entsetzlicher Schüchternheit erfaßt wurden.

Sie fühlten sich höchst unbehaglich und beunruhigt, und um sich Mut zu machen, ohne sich aber etwas zu sagen, drückten sie einander von Zeit zu Zeit leise die Hand. Plötzlich wurde die Thür heftig aufgerissen; eine Lichtflut blendete sie, und zwei junge Paare traten geräuschvoll in die Loge. Das Louvetische Ehepaar drehte sich nicht um. Doch während die Frauen ihre Pelzmäntel abnahmen, rückten sie etwas mehr in den Vorbergrund der Loge, um möglichst wenig Platz einzunehmen. Im Grunde genommen empfanden sie schon ein Bedauern darüber, daß sie hier waren; sie fühlten sich auf fremdem Gebiet, in ihrer Traurigkeit überkam sie unter dem Lachen dieser Nachbarn, deren Unterhaltung sie als Leute der großen Welt kennzeichnete, das heftigste Mißbehagen.

Einmal neigte sich Herr Louvet sogar zu seiner Frau und sagte zu ihr ganz leise: „Wir hätten vielleicht besser gethan, nicht hierherzukommen.“

Obgleich Bonne dasselbe dachte, wagte sie doch nicht, „Ja“ zu sagen.

Ihre seltsamen Manieren, die Schüchternheit ihres Auftretens amüsierte die jungen Leute, die irgend ein altes Ehepaar aus der Provinz vor sich zu haben glaubten, die der Zufall in diese Premiere geführt hatte.

Die Frauen kritisierten spöttisch Bonnes Toilette, und die Männer machten auf Kosten des Vaters Louvet Witze. Einmal sagte sogar eine Stimme absichtlich ganz laut: „Wenn Juliette sich wenigstens nach vorn setzen könnte!“

Bei dieser unzweideutigen Aufforderung, ihre Plätze zu verlassen, zitterte Herr Louvet und machte eine Bewegung, als wolle er sich erheben. Doch das Knie seiner Gattin, das heftig das seine drückte, hieß ihn sich wieder niederlegen.

Bad darauf ging der Vorhang in die Höhe. Nun verschwand alles für sie; jede äußere Zerstreung hörte auf, und weder das Zischeln der Nachbarn, noch das Geräusch im Zuschauerraum vermochte sie von nun an zu stören.

Der erste Akt war etwas traurig. Trotzdem bezwangen sich die Louvets während der Vorstellung. Bonne hielt ihr Taschentuch an die Lippen und biß nervös hinein, während sie ihr Kinn stark auf die an die Rampe gedrückten Hände presste, um ihre Aufregung besser bemeistern zu können.

Ach, sie brauchten das Stück nicht zu hören, sie kannten es ganz genau. Wie oft hatte Paul mit ihnen davon gesprochen. Manchmal hatte er ihnen abends einzelne Scenen vorgelesen, die er am Tage geschaffen. Und sie erinnerten sich auch all der Hoffnungen, die er auf seinen Erfolg zu Gunsten einer Zukunft gegründet, die der Tod nun leider vernichtet hatte.

Und bei diesen neubelebten Gedanken quälte sie auch der Schmerz mit erneuter Gewalt. Als die Vorstellung daher an die „große Scene“ des ersten Aktes gekommen war, von der Paul immer so viel geschwärmt hatte, konnte

die Mutter sich nicht länger beherrschen, sie senkte den Kopf und fing an zu weinen.

Herr Louvet, der sehr blaß aussah, widerstand noch. Aber nun herrschte hinter ihnen helle Freude. Die jungen Frauen starben buchstäblich vor Lachen; sie kicherten sich nicht mehr um das Stück, sondern beschäftigten sich nur noch damit, den Verzerrungen zu folgen, die eine übertriebene Empfindsamkeit, wie sie glaubten, auf dem Gesicht der alten Provinzlerin hervorbrachte.

Sobald der Vorhang gefallen war, stürzten sie mit ihren Gatten aus der Loge, um ihren Freunden zu erzählen, was für drollige, kleine Spießbürger man ihnen an diesem Abend zu Nachbarn gegeben hatte.

Die Louvets blieben noch immer; sie fühlten sich auf ihren Stühlen wie erdrückt. Sie sprachen nicht miteinander; wozu auch? Sie unterhielten sich nun beide mit dem verlorenen Sohn, und jeder wollte ihn für sich allein haben.

Ja, an diesem Abend dachte Herr Louvet nicht daran, im Foyer des Theaters „Karamellen“ für „Bonne“ zu kaufen, wie er früher stets gethan, wenn sie sich mit den von Paul erhaltenen Billetten den Luxus eines Theaterbesuchs geleistet hatten.

Der zweite Akt, der ganz auf Nührung gestimmt war, brachte den Reiz zum Ueberlaufen. Große Thränen flossen über die Wangen des Vaters, und Bonne, die nicht mehr daran dachte, sich zu beherrschen, brach in Schluchzen aus, ohne daran zu denken, wo sie sich befand.

Hinter ihr amüsierten sich die jungen Frauen damit, den Zuckungen des Körpers der Alten und den Sprüngen der kleinen Schmelzperlen, die auf ihrem Hute tanzten, zu folgen.

Im dritten Akt war es noch schlimmer. Denn war es nun, daß die beiden Alten fühlten, daß der Rapport, der sich dank dem Stücke zwischen ihnen und ihrem Kinde gebildet, zu Ende ging, oder war es, daß neue Erinnerungen in jedem Augenblick ihren Kummer vermehrten, die Thränen flossen mit doppelter Gewalt.

Doch als dann auf der Scene die heitere, glückliche Lösung erfolgte, vermuteten ihre Nachbarn, obwohl sie die Ursache so vieler andauernder Thränen nicht verstanden hatten, dennoch ein tiefes Leid und hörten auf zu lachen.

Endlich, als nach dem Fallen des Vorhanges der Hauptdarsteller unter dem dröhnenden Applaus des Publikums verkündete, das dargestellte Stück sei von dem verstorbenen Dichter Paul Louvet verfaßt, wandten sich die beiden Alten in heftigem Schluchzen vorn an der Rampe.

Und jetzt wandte sie, von einer unbekanntem ihr Selbst unfaßbaren Tapferkeit, vielleicht auch von einem Gefühl mütterlichen Stolzes getrieben, das durch den Beifall des Publikums noch erhöht worden, Bonne mit thränenüberströmtem Gesicht zu den jungen Frauen um und stotterte mit zitternder Stimme:

„Es war unser Kind!“

Winterkuren.

Plauderei von Dr. med. J. Reinhardt.

Nachdruck verboten.

Es sind nicht nur die Zugvögel, die gegen Sommers Ende der Wandertrieb dem wärmeren Süden zuführt. Auch die Menschen, die ihre Wohnstätte im rauhen Norden haben, suchen im Spätherbst der wechselnden, naßkalten Witterung zu entfliehen und die freundlicheren Tage begünstigter Zonen zu genießen. Ganz besonders aber sind es die an Erkrankungen der Atmungsorgane Leidenden, die für den Winter die windgeschützten Thäler Welschtirols, die sonnigen Gestade des Mitteländischen Meeres oder selbst die Afrikas Wüsten-gefilde benachbarten Kurorte aufsuchen.

Da solche Patienten fast ausschließlich gegen Süden gesandt werden, hat sich vielfach der Glaube verbreitet, daß Bade- und Trinkkuren außerhalb der eigentlichen Saison keinen Vorteil böten, ja zu vermeiden wären.

Nun giebt es aber zahlreiche Kranke, die unmöglich bis zum Sommer auf den Beginn ihrer Kur warten können, weil die Art und der Verlauf ihres Leidens ein sofortiges Einschreiten verlangt. Andern Patienten gestatten äußerliche Verhältnisse nicht, den Sommer für die Aufkräftigung zu benutzen. Und eine dritte Klasse sieht sich aus gesundheitlichen Rücksichten gezwungen, ihre Kur weit über den Sommer auszudehnen und den Winter für die gewünschte Heilwirkung mit heranzuziehen. Endlich erlangen, wie Geheimrat Neumont bewiesen hat, sehr viele Patienten überhaupt von einer Winterkur größeren Vorteil als von einem Badeaufenthalt während der wärmeren Jahreszeit.

Nicht nur der Heilquell selbst gestattet den Badeaufenthalt zu einem heilwirkenden, sondern es haben Diät, andre Luftverhältnisse, veränderte Umgebung, der ununterbrochene Aufenthalt im Freien und manche Einflüsse, die nur in der wärmeren Zeit sich geltend machen, ihren Anteil an einem günstigen Kurerfolg.

Unter gewissen Verhältnissen zeitigen aber gerade die scheinbar günstigsten Monate eine Beeinträchtigung der sanitären Bestrebungen. Da viele Badegäste von der bösen Gewohnheit, allzuviel auf den Bergen herumzusteigen, nicht lassen können, so empfiehlt sich deshalb für manche Kranke der Spätherbst oder der Winter zur Kur. So sind neben den Gasteiner Quellen auch die heißen Kochsalzbäder Wiesbadens in letzter Zeit für bestimmte Leiden zu Winterkuren mit ganz besonderem Erfolg benutzt worden.

Es liegt nun in der Natur der Sache begründet, daß schwerlich an kalten Mineralquellen die notwendigen Vorräthe getroffen werden können, die die Thermen schon durch ihre natürliche Wärme besitzen. Es kommt ja hier nicht allein auf die Erwärmung des Badewassers an, sondern ganz besonders auf die durch die Thermen ermöglichte Durchwärmung des Bodens der Bade- und selbst der Wohnräume. Daher ist es empfehlenswert, ja beinahe unumgänglich nötig, daß

Bade- und Wohnhaus in engem Zusammenhange stehen. Die Badehallen oder die einzelnen Badezellen müssen gleichmäßig, am besten durch das Thermalwasser selbst erwärmt sein. Ebenso müssen die Verbindungsgänge zwischen Wohn- und Badehaus keine zu große Temperaturchwankung zeigen, und die Wohnzimmer bei größtmöglichem Windabschluß doch der Sonnenstrahlung andauernd zugänglich sein.

Wenn die klimatischen Verhältnisse bei den Thermalbädern auch in den Wintergrund treten, so sind sie doch bei den Patienten zu berücksichtigen, denen der Aufenthalt in freier Luft gestattet ist. So giebt es viele Kranke, die auch bei der kälteren Jahreszeit nicht an das Zimmer zu bannen sind und denen selbst an Wintertagen der Genuß der freien Luft anzupfehlen ist. Das halbstündige Verweilen in einem hantwarmen Bade schließt das Bewegen im Freien ebensowenig aus wie das achtsündige Liegen in einer nicht geringeren Bettwärme.

Zu den Krankheitsvorgängen, die am häufigsten Veranlassung zum winterlichen Aufenthalt in den Thermalbädern bieten, gehören vor allem die chronischen Hautkrankheiten. Da die Haut im Winter eine geringe Thätigkeit und Erregbarkeit besitzt, so ist es von großem Vorteil, ihren krankhaften Zustand durch Dampf- und andre Bäder zu bekämpfen.

Sodann sind es die chronischen Gelenkleiden rheumatischer oder gichtiger Natur, die in günstigster Weise durch Winterkuren beeinflusst werden. Da solche Krankheitserscheinungen durch die sommerliche Behandlung selten zum völligen Schwinden gebracht werden, so ist es von großem Vorteil, die Kur nicht zu unterbrechen, sondern auch im Winter fortzusetzen.

Unter die gleichen Gesichtspunkte fällt die winterliche Badekur solcher Kranken, die an den Folgen vorausgegangener Verletzungen leiden. Wie mancher alte Krieger, wie mancher, der sonst zu Schaden gekommen ist, segnet z. B. die winterlichen Kurtage in Teplitz. Dabei ist es wünschenswert, daß mit den segensreichen Warmbädern auch die außerordentlichen Hilfsmittel der modernen mechanischen Behandlung zu gleicher Zeit herangezogen werden.

Auch bei der Behandlung der verschiedenartigsten Lähmungszustände, sowie bei den schwereren Formen der Strofulose und der englischen Krankheit können wir die Warmbäder im Winter nicht entbehren.

Ebenso werden die Patienten, die an krankhaften Veränderungen der Unterleibsorgane leiden, eine Winterkur schwerlich entbehren können. Von Magen- und Leberleiden, von Nieren- und Stoffwechselfranken wird neben Vichy im Allier-Departement besonders Karlsbad in Anspruch genommen, das auch im Winter seine weltberühmten Quellen geöffnet hält. Die glänzenden Einrichtungen, welche die aus allen Theilen der Erde hier eintreffenden Hilfsbedürftigen vorfinden, sind zu bekannt, als daß sie noch besonders erwähnt werden müßten.

Im herrlichen Wiesbaden finden wir zu gleicher Zeit die wirkungsreichsten Trink- und Badequellen, die bei allen möglichen Katarren der Atmungs-, Magen- und Darmmuskulatur, bei Kreislaufstörungen in den Unterleibsorganen, bei Stoffwechselfeiden und Schwellungen der Leber und Milz in Anwendung kommen. Alle begünstigten Einrichtungen befinden sich auf der denkbar größten Höhe ihrer Entwicklung. Es giebt in Wiesbaden 32 Badehäuser mit der stattlichen Zahl von 900 Badezellen. Die durchschnittliche Badetemperatur beträgt 33 bis 35 Grad Celsius, sodaß die Temperatur der Quellen vor dem Gebrauch oft bedeutend heruntergesetzt werden muß. Die Bäder finden Verwendung in erster Linie bei Rheumatismus, Gicht und ihren Folgezuständen, sowie Lähmungen und Bewegungsstörungen.

Unter den Kurorten, die fast nur für Badekuren benutzt werden, stehen in erster Reihe die Schwefelthermen Nachens, deren Hauptwirkung sich vor allem in der Vermehrung der Stoffwechselprozesse äußert. Sodann erweist sich die Nachener Winterkur auch wirksam bei Rheumatismen, den Folgezuständen von Verletzungen, gegen Flüssigkeitsansammlungen in den Körperhöhlen, sowie bei allen Erkrankungen der Haut.

Auch Baden im Argau besitzt sehr wirksame, kaltschweichelthermen, die in neuester Zeit recht komfortabel ausgestattet und für Winterkuren eingerichtet sind. Infolge seiner Thalesverfälschung hat Baden ein ziemlich mildes Klima, sodaß die winterliche Temperatur selten unter fünf Grad Kälte herabgeht. Auch die Inhalation von Dämpfen erfreut sich hier einer großen Bevorzugung.

Ganz besonders zweckmäßig für Winterkuren ist ferner Baden bei Wien mit einer Mineralbade- und Schwimm-Anstalt eingerichtet, die ihr Wasser zwei kühleren Quellen verdankt und mit Inhalationskabinetten, in denen zum Teil gestäubtes Quellwasser, zum Teil die Thermalgase eingeatmet werden. Die Quellmittel der beiden Kurorte Baden eignen sich für die Behandlung der skrofulösen Leiden und entzündlicher Prozesse an den Gelenken, Knochen und Knochenhäuten, sowie für die mannigfaltigen rheumatischen Erkrankungen und gichtigen Prozesse.

Von französischen Schwefelbädern für eine Winterkur ist Amélie-les-Bains im Departement der Ostpyrenäen zu empfehlen, das gegen die rauhen Ostwinde durch den Höhenzug vollständig geschützt wird. Das Bad ist vornehmlich das Ziel solcher Kranken, die mit Erkrankungen der Atmungswege belastet sind, da sich hier vorzügliche Vorrichtungen für Verdampfung und Zerstäubung des Schwefelwassers vorfinden.

In demselben Departement befindet sich das Bad Le Vernet, das besonders von Katarrenhaligen aufgesucht wird, die hier gute Inhalationseinrichtungen vorfinden. Ist doch in Le Vernet überhaupt das erste Inhalationskabinett von Lallemant eingerichtet worden.

Wer noch weiter südwärts ziehen will, findet in den Schwefelthermen von Heluan (Aegypten) in der nächsten Nähe von Kairo, einen Winteraufenthalt ersten Ranges, der sowohl in Bezug auf das Klima wie auf die Badeeinrichtungen für die oben angegebenen Zwecke kaum seinesgleichen finden dürfte.

Zum Schluß müßten wir noch zwei indifferentere Thermalbäder erwähnen: Teplitz-Schönbau in Böhmen und Wildbad im Württemberg Schwarzwald. In dem schönen Teplitz, das rings von schützenden Bergen umgeben ist, haben schon seit Jahrhunderten viele Gelähmte die ersehnte Heilung gefunden, und auch die Quellen Wildbads, das mit seiner mustergiltigen Badeeinrichtung für Winterkuren berechnet ist, werden für Lähmungen, Gicht, Rheuma und Gelenkerkrankungen mit besonderer Vorliebe in Anwendung gebracht.

Durch die flockenstreuende Winternacht.

Nachdruck verboten.

Aus tiefstem Schlaf bin ich aufgewacht —
Hoffnung, was willst du mir bringen?
Durch die flockenstreuende Winternacht
Hör' ich dein Waldhorn klingen.

Durch die flockenstreuende Winternacht
Hör' ich dein Lenzsturmtofen.
Aus tiefstem Schlaf bin ich aufgewacht
Dom Dufthauch blühender Rosen.

Viel süßem Glück hab' ich nachgedacht —
Hoffnung, was willst du mir bringen?
Durch die flockenstreuende Winternacht
Hör' ich dein Waldhorn klingen.

Frida Schanz.

Tiffanygläser.

Von Dr. Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Seines kunstgewerblichen Objectes Kurs ist in den letzten Jahren so tief gesunken, wie der der venezianischen Gläser. Ihre hohe Zeit war, als die moderne kunstgewerbliche Bewegung noch im tiefen Schlummer lag. Seitdem lernten wir anders sehen, und damit wechselte der Geschmack und das Wünschen. Der Wechsel war kein Wandel zum Schlechtern und die Abkehr von der venezianischen Glaskunst keine unberechtigte.

Niemand, der selbst einmal in schwarzer Gondel von dem stillen Fondamento Nuovo vorbei an der cyprienüberragten Toteninsel des Friedhofes nach dem grauen Kanalsteff Murano überfuhr, wird sich dort dem Zauber der altvenezianischen Glaskunst entzogen haben. Hier im Municipalgelände sieht man in historischer Entwicklung ihre Anfänge, ihre Blüte, vor allem die wunderbaren Filigran- und Millefiorigläser, die Spitzengewebe in Glas, die goldbestäubten Aventuringläser. Kehrt man dann aber wieder zurück und hummelt durch die Arkaden des Markusplatzes, bleibt bei Testolini und Salviati stehen mit ihrer für den Bedarf der Fremden, für den Export nach dem Ausland bestimmten Verkaufsware, dann sieht man das Absterben dieser Kunst.

Alle diese Gläser mit ihren ewigen Delfinen- und Drachenmotiven atmen eine Erfindungsarmut; man merkt ihre schablonenmäßige Massenherstellung. Auch der lustig-ätherische Charakter der alten Originale ist massiver, plumper geworden. Und vor allem ist eins, das sie dem modernen Geschmack entfremdet hat: der moderne Geschmack haßt das Ueberladene. Ein Object kann bizarr, launisch, raffiniert in seinen Nuancen sein. Aber ein gewisser Grundzug der Einfachheit muß vorherrschen. Diese Geschmacksrichtung zeigt sich in der Porzellan- und Keramik- oder spielerisch-fokettierende Meißens wird heute bloß abgelehnt, und jene schlichten, milchweißen Vasen und Teller der Dänen mit ihrem nur wie ein Hauch angedeuteten Dekor von flimmernd graublauen Blättern, flott hingeworfenen Tierumrissen der Dänen werden immer leidenschaftlicher gekauft.

Das schwülstig Ueberladene, Unruhige hat auch den venezianischen Gläsern den Todesstoß gegeben. Eine andre Glaskunst ist aufgekommen, die mehr unserm Gefühl entspricht.

Zwei Dinge sind bestimmend: der Reiz der Koloristik und der Reiz der Linien. Beides vereinigt in hohem Maße Köpping, von dem in diesem Blatte (1897, S. 216) schon die Rede war. Jedes Köppingsche Glas ist eine Individualität für sich, während die venezianischen Gläser Massenware sind.

Der unbestritten erste Glasolorist der Welt aber ist jetzt Louis Tiffany in New-York. Jene gläsernen Blumengebüde, Dolden auf schwankenden Stengeln, Blumenkelche mit Schwertblättern, wie sie Köpping liebt, macht er nicht. Er beschränkt sich, abgesehen von seinen Lampen, Scheiben, Beleuchtungs-körpern wesentlich auf eigentliche Gefäße von bewußter Einfachheit, schlichten, aber edlen, reizvollen Linien, Schalen, oval und rund, Tellern mit eingebogenen Rändern, tübelartigen Töpfen, bauchigen, langhalsigen Vasen, aus schlankem Fuß aufwachsenden, sich keltartig erweiternden Gläsern, kurbisförmigen Flaschen.

Der Schmuck dieser Gefäße ist ihre Färbung. Jedes Stück stellt eine die Sinne umschmeichelnde Farbensymphonie dar. Ein Zueinanderklingen der Töne, ein Ueberfluten der Tinten, ein Changieren und Frisieren wie in einem künstlerisch abgetönten Serpentinanz. Die seltsamen Zwischen- und Mischfarben werden bevorzugt, die halben Töne; nie ein harter Durklang, immer weich verklingendes und verschwebendes Moll.

Ein Naturstudium steckt in dieser Kunst, das vor allem sich die seltenen und aparten Naturerscheinungen zu nute gemacht hat. Der Künstler hat die geheimnisvolle Nacht der Opale mit ihrem leuchtenden Perlmutterglanz, die milde Abenddämmerungsfarbe des Amethysts, die Töne des Nyx und des Lapis lazuli für sich gewonnen. Und von den seltenen Steinen wandte er sich zu den kostbaren, raffinierten Blumen, den Orchideen, mit ihren getigerten Blättern; den braungelben, die, durch ein dahinter gestelltes Licht translucid gemacht, eine ganze Skala aller Nuancen ihres Tones geben; den mattkulfarigen, die violettem Sammet gleichen. Er hat mit den Augen des Malers in einer Mondnacht südliche Meere in tausendfach irisierendem Schimmer perlentlichter gesehen. Er hat aber auch mit den spähenden Blicken japanischer Kleinmeister manches Uebersehene aus der Natur, die nuancenreichen Abstufungen in den Innenblättern eines Blütenkelches seiner Erfahrung erworben. Und als Kind unter modernen Zeit der Wissenschaft sah er auch durch das Mikroskop und entdeckte in der verwirrenden und doch so sinnvollen Verästelung der Blattfasern, in Staubgefäßbildung und Blöschfäthierung fruchtbare Anregung zu ornamentalen und koloristischen Motiven.

Und das alles sieht man als Niederschlag in diesen Gefäßen. Da sind mattgrüne Vasen, von feinem, sahlotrem Geäder durchweht. Wie eine Rezhaut zieht es sich hindurch. Auf andern blühen große, leuchtende Pfauenaugen. Wunderblumen ranken sich auf den Wänden hochstiefliger Kelche



Seifenblasen. Nach dem Gemälde von Gabriel Schachinger.

auf, und fast monströs an die tausendlippigen Gewächse der Meeresküste erinnernde, breitblättrige Pflanzen umwuchern in schillernder Schattierung die bauchigen Rundungen der Schalen.

Manche Gefäße zeigen die unendlich spielenden Farbvariationen seltener Muscheln, zartes Marmorgeräder, die launisch verschlungenen Rinnen bizarrer Versteinerungen, die schwelgerische Koloristik der Schlangenhaut. Jedes Stück aber, das fühlbar ist, ist wirklich Niederschlag intim liebevoller Technik sich in Kunstleistungen aller vornehmster Art befundet hat. Kunst, nicht Künstlichkeit — das giebt den Ausschlag.

Freilich sind die Preise dieser objets d'art sehr hoch. Unter fünfzig Mark kostet wohl keins der kleinen Gefäße, und die Preise der großen wachsen dementsprechend. In Amerika zahlt man für diese Dinge eben unendlich viel mehr als bei uns, und man hat es dazu. Schließlich sind aber die venezianischen Gläser auch nicht billig, und mancher hat davon ein ganzes Bord voll. Welch feineren Reiz aber hat, statt vieler Massenachen, ein einziges wirklich edles Stück, künstlerisch gestellt: ein grünes Tiffanygefäß auf einem Hintergrund von gelbem Sammet; eine milchige Kopenhagenvase, von leuchtend warmem Purpurrot abgehoben.

Die Herstellungsart ist übrigens durchaus Geheimnis. In Tiffanys Allerheiligstes hat noch selten jemand einen Blick gethan. Tiffanys Hauptforge ist vor allem die Heranziehung einer künstlerisch geschulten Arbeitergeneration. Darum nimmt er Lehrlinge in großer Fülle auf, deren jeder in einem bestimmten Zweig von den ältern unterwiesen wird.

Einmal gab es einen großen Streit im Hause Tiffany, da entließ er die Arbeiter und engagierte dafür junge Frauen und Mädchen. Und diese Femininisierung, die der kluge Amerikaner vornahm, hat sich glänzend bewährt.

Kunstgewerbliche Neuheiten.

Nachdruck verboten.

Getriebene und gefärbte Biergefäße aus Kupfer. Eine neue Art der Behandlung von Kupfer hat der Münchener Metallkünstler Ignaz Winhart erfunden, der vor etwa fünfzehn Jahren eine eigene Werkstätte für kunstgewerbliche Kupfertreibarbeiten errichtet hat, deren Muster, wie z. B. die der hier abgebildeten drei Biergefäße, ihm sämtlich geistlich geschützt sind.



In Kupfer getriebener Deckelkrug.

Entwurf von H. Kellner. Muster geschützt. Ausgeführt von J. Winhart in München.

Die Winhart'schen neuen Biergefäße, nach originellen Entwürfen des Münchener Malers Heinrich Kellner aus Kupfer getrieben, gehören sowohl in technischer wie in künstlerischer Hinsicht zu dem Vollendetsten, was in der Kupfertreibarbeit bisher geleistet worden ist. Der Hauptreiz dieser Biergefäße liegt in der Drydrierung und Patinierung des Kupfers, zu denen Winhart nach japanischen Vorbildern nur zwei Farben, Blau und Rot, verwendet. Er weiß aber diese beiden Farben durch verschiedene Verfahren so kunstvoll zu nuancieren, daß er die ganze Farbenskala hervorbringen kann, die einerseits zwischen dem hellsten, zartesten Graublau und dem tiefsten Schwarzblau, andererseits zwischen dem leuchtenden Ziegelrot und dem sattesten, dunkelsten Kupferrotbraun liegt

Um die künstlerische Form und die Ornamentierung der Winhart'schen Arbeiten hat sich der Maler Heinrich Kellner, der aus einer bekannten Nürnberger Künstlerfamilie stammt, wesentliche Verdienste erworben.

Bezugsquelle: Ignaz Winhart in München, Hofenstr. 5.

Wind- und Ofenschirm in buntgetöntem Lederschnitt. Das Verlangen nach farbigen Wirkungen kommt auf allen Gebieten des Kunstgewerbes zum Ausdruck. Das handwerkliche Können allein genügt den Ansprüchen, die heute gestellt werden, nicht mehr; es muß auch noch künstlerisches Empfinden vorhanden sein, das in den Arbeiten zur Geltung kommt. Darum ist es mit Freuden zu begrüßen, daß hervorragende Maler wie Edmann, Endell u. a. ihr Können in den Dienst unseres Kunstgewerbes stellen, um es wieder mit künstlerischem Geiste zu beleben. Besonders hat Otto Edmann durch seine dekorativen Zeichnungen zu Wandteppichen, Ofenschirmen, Paravents u. dergl. anregend und fördernd gewirkt.

Auf solche künstlerische Anregung ist wohl auch das Motiv des unten abgebildeten Wind- und Ofenschirmes zurückzuführen, den Georg Hulbe in Hamburg sehr kunstvoll und wirksam in Leder geschnitten und bunt übermalt hat.



In Kupfer getriebener und gefärbter Blumenbehälter.

Entwurf von H. Kellner. Muster geschützt. Aus der Werkstätte für kunstgewerbliche Kupfertreibarbeiten von J. Winhart in München.



In Kupfer getriebene Vase.

Entwurf von H. Kellner. Muster geschützt. Ausgeführt von J. Winhart in München.

Die buntfarbige Lederschnitttechnik, in der dieser Paravent ausgeführt ist, besitzt einen ungleich größeren Reiz als die früher beliebten farblosen Lederarbeiten aufwiesen; die Polychromierungen heben diese Lederarbeiten zu Kunstgegenständen ersten Ranges empor. Durch seine buntfarbige Ausschmückung gleicht der Windschirm völlig einem Gemälde.

Die plastische Wirkung wird durch die Art der technischen Ausführung noch erhöht. Sehr malerisch hebt sich der gewundene Lauf des Flusses, der eine Flachlandschaft durchströmt, mit seiner silbernen Tönung von den dunklen Wolken ab, die den Himmel bis zum Horizont bedecken. Das Ganze ist so naturalistisch wahr gehalten, daß man meint, das Gewitter müßte jeden Augenblick losbrechen.

Um den Eindruck des Bildes indes nicht allzu düster zu machen, hat der Künstler im Vordergrund leuchtende rote Mohnblüten angebracht, deren stilisierte Auffassung der graziösen Gruppierung keinen Eintrag thut. Die Stengel der Mohnblumen werden von einer bunt schillernden, züngelnden Schlange mehrfach handartig umwunden, sodaß sie auf diese ungezwungene Art zusammengehalten werden.

Die Gesamtwirkung des mit vollendeter Kunst ausgeführten Werkes ist so hervorragend malerisch, daß es selbst ohne seinen praktischen Nutzen, also als wertvolles Dekorationsstück, jedem Wohnraum zur größten Zierde gereichen wird.

Bezugsquelle: Georg Hulbe in Hamburg und Berlin (Leipzigerstr. 121)

Visitentoilette.

Hierzu das Titelbild Seite 61.

Die reiche Wirkung der Toilette auf der Titelseite unsres Blattes beruht nicht allein in der aparten Anordnung, sondern auch in ihrer schönen, harmonischen Farbenwahl; denn die hellheliotropfarbene Benzogaline, aus der sie hergestellt ist, bildet mit dem fatten Rotviolett des zur Garnitur verwendeten Spiegelstammets einen vollen Farbenaccord. Der Rock ist bis zu 1/4 seiner Höhe aus Keilen gearbeitet, die sich dem obern, kurzen Rockteil anschließen. Die Keile sind am untern Rande dreimal mit Sammetblenden in den zur Zeit so sehr beliebten Zickzacklinien besetzt. Oberhalb dieses Besatzes ist jeder Keil mit einer schönen Stickerei aus Seide und Chenille geziert. Die Taille hat bretellenartigen, auf den Schultern kurze Epauletten bildenden Sammetbesatz, der am Taillenabschluß unter einem Sammetgürtel verschwindet. Außerdem ist die seitwärts geschlossene glatte Taille lagartig mit Stickerei bedeckt. Die glatten, oben nur mäßig weiten Ärmel laufen am Handgelenk in tiefe Spitzen aus. Am Hals wird die Taille durch einen geschweiften, außen mit Stickerei verzierten, breiten Kragen abgeschlossen.

Das zum Kostüm passende, eigenartige, kleine Hütchen aus rotviolettem Sammet hat eine den Wagnermützen ähnliche Form und ist vorn mit einer schönen, heliotropfarbenen Blüte und einem vollen, heliotropfarbenen Reifer geziert.

Bezugsquelle: Paris, Maison Gradoz-Angenault, 67 rue de Provence.



Wind- und Ofenschirm. In Leder geschnitten und bunt bemalt. Entwurf und Ausführung von Georg Hulbe in Hamburg.

Auch eine Vorkämpferin.

Skizze von F. O. Andersen.

Nachdruck verboten.

In bekannter Parlamentarier hatte in allen Zeitungen eine Diskussionsversammlung in Sachen der Frauenfrage angekündigt.

Er hatte schon an mehreren Abenden Vorträge über litterarische und soziale Themata gehalten. Er schilderte die Verhältnisse in den großen Städten sonst und jetzt, doch war es ihm bisher nicht gelungen, einen größeren Zuhörerkreis um sich zu versammeln.

Heute aber, wo er die Frauenfrage auf sein Programm gesetzt hatte, fanden die Eintrittskarten reißenden Abgang, und am Abend strömten die Leute zu Hunderten herbei.

Die moderne Intelligenz verlangt eben, daß die Frau, soweit das möglich ist, soweit ihre Natur es gestattet, dem Manne auf allen Gebieten gleichgestellt sein soll, und die moderne Humanität sucht Mittel und Wege, um günstigere Bedingungen für diejenigen Frauen zu erkämpfen, denen die Arbeit zu wenig Ruhe läßt, um ihren Geist zu entwickeln, weil ihre ganze Zeit durch den Kampf um das tägliche Brot in Anspruch genommen ist.

Von dem Volkswirt und Parlamentarier, der heute reden wollte, wußte man nun freilich, daß er die Diskussion hauptsächlich über die erste Seite der Frage zu eröffnen gedachte, über die Gleichberechtigung der Frau dem Manne gegenüber, über die Ehe und die Teilnahme der Frau am öffentlichen Leben. Daher war man auf einen erbitterten Kampf gefaßt.

Ein Saal, der ungefähr dreimal so groß war wie derjenige, den der Vortragende an den vorhergehenden Abenden benutzt hatte und der kaum zur Hälfte gefüllt gewesen war, konnte heute die herbeiströmenden Zuhörer nicht fassen; Kopf an Kopf standen sie bis auf den Korridor hinaus.

Es wurde ein Vorsitzender gewählt.

Zuerst sprach der Vortragende über das von ihm gewählte Thema; dann erhielt jeder, der sich meldete, einer nach dem andern, das Wort. Männer und Frauen sprachen abwechselnd, stundenlang. Aber mit dem Diskutieren ist es eine eigene Sache. Ein jeder hat seinen eigenen Gedankengang, und der bewegt sich oft auf sehr verschiedenartigen Wegen, so daß die Einzelnen gar keine Berührung miteinander haben. Und ein Mensch, der in seiner eigenen Umgebung, unter drei, vier Freunden, ruhig und besonnen reden kann, verliert die Haltung, wenn er vor einer großen Versammlung dasteht und Beifalls- und Mißfallensäußerungen um sich her laut werden hört.

Die Versammlung war für mich eine große Enttäuschung. Es wurde geredet und geredet, aber die vielen Worte formten sich nicht zu einem großen, hinreißenden Gedanken. Die Redner ermüdeten, und die Zuhörer ermüdeten noch mehr; einer nach dem andern erhob sich und

schließlich von dannen, bis dann plötzlich ein allgemeiner Ausbruch entstand.

Der Vorsitzende schloß die Versammlung, und alle die feindseligen Gedanken und Anschauungen verließen den Saal, so schleunigst wie sie nur konnten.

Am nächsten Abend, als die Diskussion fortgesetzt werden sollte, hatten sich kaum fünfzig Personen in dem großen Saal eingefunden, alles schaute sich vergeblich nach dem gestrigen streitbaren Heere um.

Auf dem Wege zu dem Vortragsslokal war ich durch die Langleitende gekommen. Dort an einer Ecke sitzt eine alte Frau und verkauft Blumen. Das Haus, vor dem sie ihren Stand aufgeschlagen hat, ist so gebaut, daß es zwei geschützte Ecken hat, und sie zieht aus der einen in die andre, je nachdem die Sonne scheint oder der Wind weht.

Diese architektonische Eigenschaft des sonst wenig schönen Hauses gefällt mir sehr, so kann die alte Frau doch von zwei Seiten Schutz finden.

Als ich gestern nachmittag, bevor am Abend die große Diskussionsversammlung stattfand, bei ihr vorüber kam, hielt sie mir, stillschweigend, ohne ein Wort zu sagen, ihren Korb hin. Das ist so ihre Gewohnheit. Sie sagt nicht: „Guter Herr“ oder „Liebe Dame“, sie hält nur ihre Blumen hin.

Es war am Ende gar keine so üble Idee, sich eine Rose ins Knopfloch zu stecken, wenn man über die Damen diskutieren will, und so blieb ich denn stehen.

Mir war — was ja ganz erklärlich ist — der Kopf voll von den Frauenfragen, und während sie unter ihren Blumen für mich wühlte, erwachte plötzlich ein lebhaftes Interesse in mir für diese kleine Gestalt, die da vor mir saß, in eine Menge farbloser, grauer und schwarzer Hüllen eingebündelt — eine Frau war sie darum doch. Aber wie weit entfernt war sie von allen den geistigen Fragen, die am Vortragsabend die Frauenfrage bezeichnen sollten! Es war doch eine unendlich armselige, beschränkte Existenz, die dort saß und ihr elendes Brot und die Miete für das trostlose Heim verdiente. Und nicht einmal die Existenz dieser Tausende von Gedanken, die oft so groß und reich sind, ahnt sie! Das Leben hat sie in eine Ecke geschoben, wo keine Gedanken geboren werden; ihren Hunger zu stillen, darin besteht ihr Lebensinhalt. Alle die freien Gedanken und Interessen, die die glücklicher Gestalten ausfüllen, gehen spurlos an ihr vorüber.

Ich bekam förmlich Mitleid mit ihr; denn sie war ja doch eine Frau, und wenn das Leben sie auf einen günstigeren Platz gestellt hätte, so würde sie diese Gedanken, über die wir sogar Diskussionen anstellten, doch auch verstanden haben.

Ich fühlte die Verpflichtung, wenigstens ein paar freundliche Worte zu ihr zu sagen. „Es ist schlechtes Wetter, um hier zu sitzen.“

„Meinen Sie, Herr?“ entgegnete sie lächelnd; sie war offenbar der Ansicht, daß dies außerhalb meines Beurteilungsvermögens liege.

„Müssen Sie weit gehen, um sich Ihre Blumen heranzuholen?“

„Nein, die hol' ich mir garnicht selber, das thut meine Tochter. Denn der ist der kleine Spaziergang sehr dienlich, ja sogar notwendig; sie sitzt nämlich zu Hause und arbeitet für ein Mäntelgeschäft, und dann muß sie sich doch ein wenig Bewegung machen.“

„Sie könnte ja doch auch ausgehen und auswärts schneiden.“

Die Alte sah zu mir auf: „Ja, das könnte sie wohl, und viele müssen es ja auch, aber schön ist das eigentlich nicht. Sie können mir glauben, die Häuslichkeit, die hat nicht wenig für ein junges Mädchen zu bedeuten; nein, jetzt weiß sie, ihre Mutter sitzt hier, um das Ganze zusammenzuhalten. Das weiß mein Junge auch, ich habe nämlich auch einen Sohn, der ist Kellner, will ich Ihnen sagen. — Sie können mir glauben, in unsern Zeiten hat das sehr viel für so einen jungen Menschen zu bedeuten — ein Heim! Es giebt so viele Verlockungen; ich könnte jeden Tag eine Stelle im Heiligengeiststift bekommen, ich bin alt genug, um mir die Ruhe zu gönnen — aber was meinen Sie, wenn ich hier wohnte und sie dort, was dann wohl aus den Kindern werden sollte? Nein, solange ich hier sitze und ein bißchen mit dazu verdiene, haben die Kinder doch immer einen Anhalt, und dann sind wir am Abend oder Sonntags alle drei so vergnügt, wenn wir zusammen sind; es giebt Tanz und Trödel genug, was die Jungen verlocken kann.“

Das war gestern, bevor die Diskussion über die Frauenfrage, die Ehe und die Häuslichkeit stattfand. Ein intelligentes, elegantes Publikum füllte, wie gesagt, gestern den großen Saal, es wurde während mehrerer Stunden eine ganze Menge geredet, gezielt und Bravo gerufen, bis das Publikum der Sache überdrüssig ward und nach Hause schlich.

Heute abend dagegen schien fast niemand mehr Lust zu haben, hinzugehen. Ich konnte nicht dagegen an: den ganzen heutigen Abend mußte ich an die alte Frau an der Straßenecke denken, die sich scheute, eine Stelle im Stift anzunehmen, obwohl sie alt und ruhebedürftig genug war, weil sie ihr kleines Hauswesen



Fig. 1.

in der Mansarde draußen in der Vorstadt für ihre Kinder zusammenhalten mußte.

Ich stellte sie mir vor, wie sie sich da auf dem Ratheder ausnehmen würde, wenn sie ihren Blumenkorb hinsetzte und sagte — nein, sie würde gar nichts sagen, nur dastehen würde sie und ein wenig verwundert dreinschauen — als Zeugnis dafür, daß das, was die Häuslichkeit aufrecht erhält und die Jugend vor Versuchungen bewahrt, nicht eine Diskussion ist, sondern ein Kampf, in dem man das Leben einsetzt. Wenn dieser Kampf auch nur darin besteht, daß man an einer Straßenecke sitzt und Blumen verkauft. Es kommt nur darauf an, daß man aushält, auch in Sturm und Regen und beißender Kälte!

Und als heute die diskutierenden Menschen der Sache überdrüssig waren und wieder von dannen schlichen, da sah ich sie noch vor mir sitzen, sie, die da ausharrte in ihrem Kampf für die Häuslichkeit. Ich sah sie dastehen und ihren Anteil an der großen Frauenfrage des Lebens durchkämpfen, weit entfernt von allen großen und kleinen Theorien, den alten, ergrauten Kopf tapfer emporgerichtet zur Wirklichkeit des Lebens.

Sollte mich aber mein Weg, wenn ich wieder einmal zu einer Versammlung über die Frauenfrage gehe, abermals an der alten Frau vorüberführen, so ist es gern möglich, daß ich nur ein paar Blumen von ihr erstehe und sie heimtrage als Ausbeute meines Abends.

Modische Neuheiten.

(Hierzu Fig. 1—3.)

Vornehm und elegant wirkt das mit kurzer Schleppe gearbeitete Prinzkleid aus myrtengrüner, gemusterter Halbseide in Fig. 1, das oben vorn und hinten mit einem spitzen, leicht faltigen Einsatz von gelblicher Seidengaze ausgestattet ist. Den Einsatz umgiebt ein ziemlich breiter, fragenartiger Garniturteil aus moiriertem Sammet, an den sich an beiden Seiten edige, geschlitzte Epauletten anschließen. Eine graziose Draperie von gelblicher Seidengaze zieht sich vorn von den Achseln aus um den unteren Rand des Garniturteils und ist etwas seitwärts unter einem losen Gazeknoten leicht zusammengegriffelt. Von hier aus ist ein Ende bis zum Taillenabschluß geführt und ebenfalls unter einem Gazeknoten befestigt, von dem aus wiederum zwei lange, unten mit je einer Rosette zusammengefaßte Gazeenden lose herabhängen. Ein mit gefalteter Gaze überdeckter Stehragen, den oben ein schmales Gazeplissé schmückt, begrenzt das Kleid, dessen Ärmel gleichfalls mit Gazeplissés abschließen.

Eine von Amerika eingeführte, eigenartige Neuheit ist das Morgenkleid in Fig. 2, das der klassisch-einfachen, aber anmutigen Toilette der Japanerin entnommen ist. Der sehr einfache Schnitt dieses „Kimono“ genannten Gewandes gestattet jedem, sich das bequeme, von den Amerikanerinnen sehr bevorzugte Morgenkleid selbst anzufertigen. Unser Modell ist aus hellblauem, etwa 68 Cent. breitem Kreppstoff gearbeitet und mit gleichfarbigem, durch Zierstiche von blauer Seide befestigtem, 7 Cent. breitem Atlasband geschmückt. — Zur Anfertigung des Kleides schneidet man aus Kreppstoff drei je 145 Cent. lange, gerade Bahnen, von denen zwei die Vordertheile und eine den Rückenteil des Gewandes ergeben. An der einen



Fig. 2.

Quersseite hat man die Vordertheile bis auf 13, den Rückenteil bis auf 41 Cent. Breite zweimal einzureihen und an den Falten derartig miteinander zu verbinden, daß hinten in der Mitte ein 15 Cent. breiter, eingereicher Stoffteil für den Halsauschnitt freibleibt. Sind die Teile seitlich vom untern Rande aus etwa 112 Cent. lang zusammengenäht, so setzt man in die die Ärmellöcher bildenden, freigelassenen Seitenränder die Ärmel ein, die aus 60 Cent. langen, an den Webefanten zusammengenähten Stoffbahnen bestehen, legt den untern Rand etwa 11 Cent. breit nach außen um und befestigt den Saum mit Fierstichen. Die vordern Ränder des losen Gewandes begrenzt man mit Atlasband, das oben fragenartig umgelegt, dem Halsauschnitt gegengefetzt ist, den hinten eine volle Schleife ziert. Mit dem gleichen Atlasband sind die Ärmel umrandet, die etwa 12 Cent. breit, Aufschläge bildend, nach außen umgelegt werden. Haken und Dejen vermitteln den vordern Schluß des Kleides, das durch ein leicht um die Taille geschlungenes, breites, gesticktes — den häßlichen, ungraziösen „Obi“ der Japanerin ersetzendes — Seidenband zusammengehalten wird. Dies Band ist hinten in eine volle, schöne Schleife zu binden.

Eine sehr aparte Gesellschaftstoilette aus silbergrauer Bengaline und gleichfarbiger Gaze mit reichem Besatz von dunklerer Marabubordüre und gelblicher, venezianischer Spitze veranschaulicht Fig. 3. Die Spitze bildet auf dem Rock vorn an der linken Seite einen oben schmalen, nach unten sich verbreiternden Einsatz, der an dem einen Rande mit Marabubordüre abschließt. Die Taille ist auf der glatten, seidnen Grundform mit plissierter Gaze überdeckt und an dem kleinen, runden Ausschnitt mit Marabubordüre begrenzt. Von der rechten Achsel aus legt sich ein mit Spitze und Bordüre verzierter Bluseanteil vorn schräg über die Taille und verschwindet unter dem breiten, faltigen, seidnen Gürtel, den seitwärts eine schöne Schnalle schmückt. Die Ärmel sind in origineller Weise mit kleinen, mit Bordüre umrandeten Einsätzen aus plissierter Gaze versehen und unten mit breiten Spitzenaufschlägen garniert, an die sich gleiche Frisuren anschließen. Oben schmücken den linken Ärmel außerdem vier mit Draht und Marabubordüre umrandete, hochstehende Spitzenspatten, die von einer zierlichen Schnalle zusammengehalten werden.

Bezugsquellen: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer: Fig. 1; Maison Gradoz-Angenault, 67 rue de Provence: Fig. 3.



Fig. 3.

Allerlei fürs Haus.

Nachdruck verboten.

Geschnittene Blumen frisch zu erhalten. Im Winter hat ein frischer Blumenstrauß doppelten Wert, und es mögen deshalb einige Wink hier Platz finden über die Mittel, die zu einer möglichst lang andauernden Frischerhaltung geschnittener Blumen dienen. Natürlich muß bei der Beurteilung des Erfolges die große Verschiedenheit der Widerstandsfähigkeit der einzelnen Gewächse und ihrer Blüten in Betracht gezogen werden. So halten sich z. B. die Herbstgewächse, wie Astern, Georginen, Chrysanthemum, unglaublich lange frisch, während im Gegensatz dazu alle „getriebenen“ Blüten von sehr kurzer Dauer zu sein pflegen. Will man diese einige Zeit frisch erhalten, so dürfen sie zum wenigsten nicht auf Draht gebunden sein. Jede geschnittene Blume muß bei dem Einstecken in Wasser eine durchaus frische, am besten schiefe Schnittfläche

am untern Stielende haben. Ist man dessen nicht gewiß, so schneidet man einen halben Centimeter über der eingetrockneten Schnittfläche nochmals ab, und zwar mit scharfem, glattem Schnitt.

Das Frischerhalten der Blumen im Wasserglas ist im Grunde nichts anderes als eine Nachahmung der natürlichen Lebensfähigkeit der Pflanze. Dies geschieht dadurch, daß man der Pflanze an der Schnittfläche Gelegenheit giebt, Wasser, das ihr sonst die Wurzel liefert, aufzunehmen und durch die im Innern des Stengels noch thätigen osmotischen Kräfte in die Blätter und Blüten zu leiten. Aus deren Poren verdunstet es, die mitgeführten Nährsalze zurücklassend. Als erste Hauptbedingung ergibt sich hieraus, daß das Wasser stets frisch sein soll und nicht abgestanden, d. h. von Infusorien u. dergl. nicht angefüllt sein darf, mithin täglich erneuert werden muß.

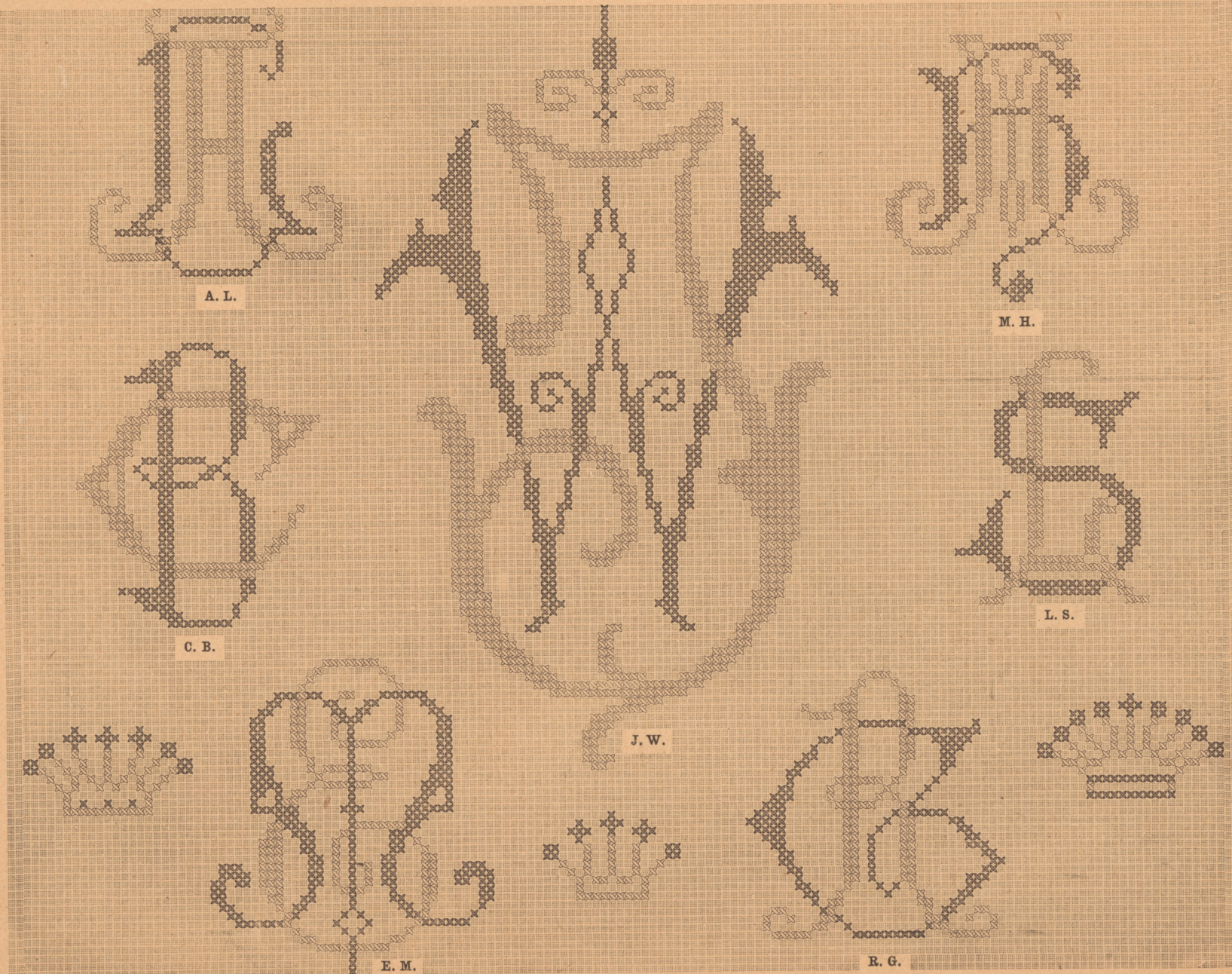
Vollkommener als mit bloßem Wasser kann man die Lebensbedingungen der Pflanzen nachahmen, wenn man ihnen mit dem Wasser zugleich diejenigen Salze (Nährsalze) bietet, die sonst die Wurzel aus den Gesteinpartikeln des Bodens den vegetativen Organen mit dem aufsteigenden Wasserstrom zuführt. Zu diesem Zweck hat man dem Wasser eine Kleinigkeit Salpeter und womöglich etwas Ammonium-

phosphat (zwei überaus billige Salze, in allen Drogenhandlungen erhältlich) zuzusetzen. Noch andre Mittel sind empfohlen worden, wie Salmiakgeist und sogenannte Dr. Seyferth'sche Chinaperlen. Beide befördern aber nicht auf natürlichem Wege das Fortleben der Blumen im Wasser, sondern sind nur Stimulantien, d. h. Anregungsmittel, die zwar auf kurze Zeit wirken, dann aber um so schneller den Verfall herbeiführen.

Beiläufig sei hier die kleine Spielerei erwähnt, durch die man lebenden Blumen eine ganz abnorme Färbung erteilen kann. Stellt man z. B. frisch geschnittene Maiblümchen oder Lilien in verdünnte rote Tinte oder in mit Anilinfarben beliebig gefärbtes Wasser, so erscheinen schon nach weniger als einer Viertelstunde die Blumentronen mit Adern von der betreffenden Farbe durchzogen. Die anfangs sichbaren wenigen starken Hauptadern jedes einzelnen Blumenblattes werden alsbald durch ein dieses Netz dünner Aderchen vermehrt, und nun nimmt die ganze Blumentrone die Farbe des Wassers an, in der der Stengel der Pflanze steht. Durch dieses kleine Experiment wird aufs treffendste die Schnelligkeit des aufsteigenden Saftstromes in der Pflanze erläutert.

Neues über Brandmalerei. Die mit Recht beliebt gewordene Brandmalerei dürfte noch eine bedeutende Förderung erfahren durch die Konstruktion eines neuen Apparats, der die gesamte notwendige Gebläse-einrichtung in dem Griffel selbst vereinigt, ohne diesen dadurch unhandlich zu machen. Bei dieser sinnreichen, neuen Konstruktion wird die Gebläse-mechanik durch den eigenen Druck des leicht vergasbaren Brennmaterials — d. i. Schwefelsäther vom spezifischen Gewicht 0,720 — erzeugt; es ist dies ein Prinzip, das bei Gebläselampen zu Heizzwecken schon seit geraumer Zeit zur Anwendung gekommen ist. Der Griffel besteht zu diesem Zweck aus einem knapp 2 cm starken und 15 cm langen, sehr feht gearbeiteten Druckcylinder, der elegant vernickelt ist und samt der Aetherfüllung noch nicht 100 g wiegt; er ist also alles in allem kaum stärker und schwerer als ein ein'germaßen starker Federhalter. In diesem Griffel vereinigt sich der ganze Brandapparat. Nachdem er mit der vorgeschriebenen Menge Aether gefüllt ist, wird er über einer Spiritusflamme ganz leicht erwärmt. Sobald man dann den Hahn öffnet, entströmt ihm Aetherdampf aus einer minimalen Oeffnung, der, entzündet, den Brennstoff schon in wenigen Sekunden genügend erhitzt hat, um mit der Arbeit zu beginnen. Eine einzige Füllung mit Aether im Werte von etwa 1 Pfennig reicht für zweistündiges Brennen, während dessen der Apparat keinerlei weiterer Fürsorge bedarf. Dabei brennt die Flamme rauch- und geruchlos, und die Brennstoffe glühen während der ganzen Dauer einer Füllung zwei Stunden lang völlig gleichmäßig, jedoch auch die ungeübteste Hand imstande ist, von Anfang an die saubersten Arbeiten auszuführen. Der Apparat, „Zuvel“ genannt, ist von W. C. Schneider in Dresden-Strießen (Wittenbergerstr. 7) erfunden worden und von dem Erfinder zu beziehen. Die lästige Rauchentwicklung und die schädlichen Benzingase, die die bisherigen Apparate mit Gummi-gebläse mit sich brachten, fallen bei dem neuen Apparat gänzlich fort. — Als Politur für Brandmalereien empfehlen wir schon früher eine Auflösung von weichem Wachs in rektifiziertem Terpentinöl. Sie bewährt sich vorzüglich, wenn sie mit einem Leinwandbäumchen aufgetragen und der Glanz durch nachheriges Bürsten hervorgerufen wird. Unterzeichnungen der nicht gebrannten Flächen (Blumen und Blätter) mit Wasserfarben, die sich sehr hübsch ausnehmen, wenn sie ganz dünn aufgetragen werden, lassen sich durch diese Politur sehr haltbar machen.

Bergilbte Wäsche zu reinigen. Ein zweckmäßiges Reinigungsmittel für bergilbte Wäsche ist saure Buttermilch, in der die Wäsche einen Tag lang eingeweicht wird. Zur Verwendung für feine Wäsche darf die Milch nicht zu sauer sein; auch ist es besser, feine Wäsche weniger als vierundzwanzig Stunden darin zu lassen. Grobe Wäsche kann bis zu 1 1/2 Tag darin verbleiben. Nach dem Herausnehmen aus der Buttermilch wird die Wäsche in lauwarmem Wasser mit Seife durchgewaschen und mit kaltem gespült. Sollten noch gelbliche Streifen darin geblieben sein, so muß das Verfahren wiederholt werden.



Monogramme und Kronen in Kreuzstickerei.

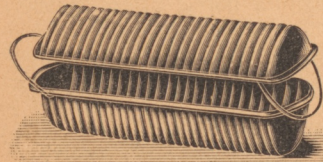


Normwegischer Sessel.

Sehr eigenartig ist die Gestalt des hier abgebildeten Sessels, dessen Original sich in einem alten norwegischen Bauernhause befindet. Seine festen, etwas massigen Formen lassen den Sessel besonders für Herrenzimmer, altdenksche Trinktuben, Bauernzimmer in Landhäusern etc. als geeignete und bequeme Sitzgelegenheit erscheinen.

Wirtschaftsplaudereien.

Eine neue Form zur Herstellung von englischen Weisbröten, Theebrotten u. s. w. zeigt uns die nachstehende Abbildung. Sie besteht aus zwei gleichen, durch Bügel an den Seiten zusammengehaltenen Hälften in halbrunder Form und ist mit Rippen versehen, die die Stärke der Schnitten angeben.



Da die Mischung eines guten, garten Theebrotteiges vielleicht nicht allgemein bekannt ist, lassen wir hier ein erprobtes Rezept folgen. In 1/2 Liter roher Milch werden 25 g Hefe und 10 g Salz aufgelöst, und unter Zuzug von feinstem Auszugmehl wird ein ziemlich fester Teig bereitet.

Neue Puddingrezepte.

Pudding nach Carême. Man bereitet über gelindem Feuer eine Crème aus 1/4 Liter Milch, 200 g Zucker, einer Stange Vanille und 12 Eigelb, löst 10 g weiße Gelatine auf, giebt sie nebst einer Prise Salz unter die Crème und streicht sie durch ein Passiersieb. Eine glatte Cylinderrform dekoriert man am Boden mit eingemachten, abgetropften Kirichen, Pistazien und Mandeln, stellt sie in Eis, giebt eine dünne Schicht Weingelee über die Dekoration und läßt diese erstarrten.

Boston-Pudding. Man weicht 200 g Weißbrotkrume in Milch ein und drückt sie dann fest aus, worauf man sie mit 80 g ganz fein gewiegtem Rindermark und ebensoviel Rinderrierenfett vermischt. Man fügt 125 g Zucker, 200 g Rosinen, 100 g feingeschnittenen Citronat, zwei Löffel Rum, die halbe Schale einer Orange, ein ganzes Ei und fünf Eigelb, eine Prise Salz und zuletzt den steifen Schnee von zwei Eiweiß dazu.

Jugwurz-Pudding. In 1/4 Liter Milch, die man mit 180 g Butter zum Kochen bringt, thut man 400 g geriebene Semmel, verrührt dies miteinander über gelindem Feuer zu einem Brei, der sich vom Topf lösen muß, und läßt ihn auskühlen. Ist dies geschehen, so reibt man 200 g Zucker auf einer halben Citrone ab, schlägt ihn gut mit drei ganzen Eiern und zehn Eigelb, giebt den Semmelbrei allmählich dazu, fügt 125 g eingemachten, feinstwürfelig geschnittenen Jugwurz nebst drei Löffeln feinen Zuckersaftes darunter und mengt eine Prise Salz nebst dem steifen Schnee der zehn Eiweiß unter den Teig.

Dreißtelliges Rätsel.

Fügst du der Ersten noch ein t hinzu, So merkst du, daß der Winter in der Näh'. Die Letzten lassen oft dich nicht in Ruh', Zumal an heißen Tagen an der See. Das Ganze wohnt in einem fernen Land, Und ist als kriegerisches Volk bekannt.

Rechenaufgabe.

Table with numbers 188, 189, 193, 201, 202, 207, 194, 209, 192.

Die Zahlen von 188 bis einschließlich 212 sind in die Felder des Quadrats derart einzufüllen, daß die Summe einer jeden senk- und waagrechten Zahlenreihe immer „1000“ ist.

Englisches Logogriph.

(Einsilbig.) I hope you are not at sea, When it begins with a „s“; You are safer then in it with „v“, Listening to my word with a „t“.

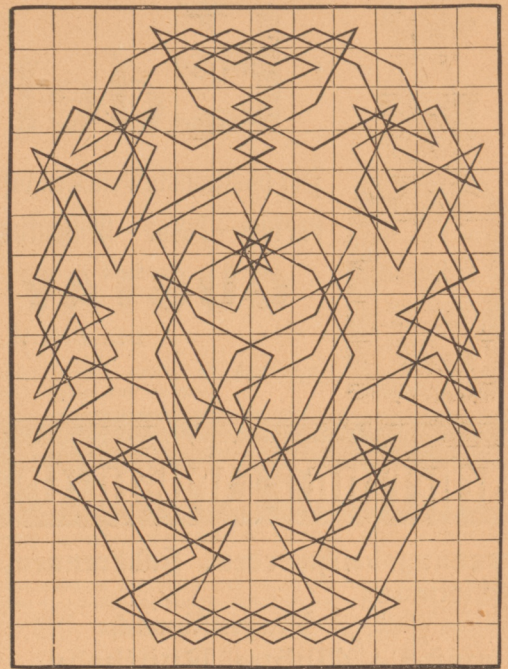
Auflösung des Kreuz- und Punktträfels Seite 43.

„Das Ei will klüger sein als die Henne“ ODESSA HAVEL SKIMO SEINE PILATUS EWALD PILSEN BLEUDENZ KLEIST ERKHEHARD ALGHERO LÜBECK ÄGINA BERN TRIEST.

Auflösung des Anagramms Seite 43.

Forst, Frost.

Auflösung der Rätselräub-Aufgabe Seite 43.



Glutenhauch ist alles Leben: Hoch vom Himmel glüht es nieder, Sich in ewigem Wandel wieder Hoch zum Himmel zu erheben. Aus dem Aug' der Liebe glüht es, Aus der Purpurrothe blüht es, Wie aus goldnem Saft der Reben. Guter Wein zeugt, wie die Sonne, Guten Geistes Licht und Wärme. Was wir glühend in uns saugen, Sprüht und funkelt aus den Augen, Treibt mit Wunderkraft nach oben, Daß es Teil der Sonne werde: So wird Irdisches erhoben, So kommt Himmlisches zur Erde. Keiner trinke, der nicht lerne, Daß der Wein vom Himmel stammt, Und durch unsre Augensterne Wieder auf zum Himmel flamm.

Aus dem Nachlasse Mirza Schaffys

Briefkasten.

G. B. in Nordhausen. Wenden Sie sich an das Centralbureau für Stellenvermittlung des allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins in Leipzig, Langestr. 70 (Leiterin: Frä. Kralik Böttner). Ueber geeignete Stellen im Auslande erhalten Sie Auskunft: beim Verein deutscher Lehrerinnen in England (London W., 16 Wyndham Place, Bryanston Square); beim Verein deutscher Lehrerinnen in Frankreich (Paris, 8 rue de Villejust, Frä. v. Harbou); beim Lehrerinnenverein in Italien (Livorno, 29 via Ricaboli, Frau M. Degabi); für Rumänien bei Frä. Schulze in Bukarest (Calea Plevnei 86); für das übrige Ausland bei Frä. Westphal (Leipzig, Hohestr. 35).

F. F. in R. (Böhmen). Zum Reinigen von weißem Bleich verwendet man vorteilhaft Benzol mit Kartoffelmehl. In dieser Mischung wird der Stoff gewaschen, und nach dem Verdunsten des Benzins wird das Kartoffelmehl ausgerieben oder abgeklopft. Man muß aber größte Vorsicht beim Arbeiten mit größeren Mengen Benzol walten lassen und darf niemals bei künstlicher Beleuchtung mit Benzol umgehen.

R. F. in Caub. Wenn die süß eingemachten Senfgurken sauer geworden, ist dies ein Zeichen, daß sie in Gährung übergegangen. Zu retten werden sie schwerlich sein; Sie können ja einmal versuchen, die Gurken abzupülen, in Essig und Zucker neu aufzukochen und von neuem in ein reines Gefäß neu einzumachen. Nehmen Sie reichlich Zucker und Gewürz, versuchen Sie aber erst mit einer kleinen Probe, ob das Verfahren die Gurken rettet, damit Sie nicht umsonst Arbeit und Kosten haben. Mir ist es ohnehin sehr zweifelhaft, ob es ratsam ist, diese Gurken noch zu genießen, ob sie nicht dem menschlichen Organismus schädlich sind. — Weshalb sind denn die Essiggurken ungenießbar? Daß der Essig hell ist, ist doch kein Grund dafür? Wollen Sie gütigst genauere Mitteilung machen; so läßt sich nicht raten. Eins möchten wir Ihnen aber sagen: wenn etwas wirklich verdorben ist, kann man es nicht wieder tadellos herstellen, höchstens den Geschmack verbeden, stets aber ist es am besten, solche Sachen fortzuschütten. L. H.

L. B. in Charlottenburg. Wegen tüchtiger, geschulter Krankenpflegerinnen wenden Sie sich z. B. an den Schwesternverband „Augustaheim“ in Berlin (Bilowstr. 7 II.).

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Der Insertionspreis beträgt M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. w. pro Comparsille-Zeile.

Anzeigen.

Alleinige Annoncen-Annahme Rudolf Mosse, Berlin S.W. und dessen Filialen.

Advertisement for BLOOKER'S HOLLAND CACAO featuring an illustration of two women sitting at a table drinking cocoa.

Advertisement for VELOUTINE FAY Toiletpuder EXTRA POUDDRE DE RIZ mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Advertisement for Cacao & Chocolate Hartwig & Vogel Dresden, featuring a large illustration of a chocolate bar and text describing the quality and origin.

Anzeigen

im „Bazar“ finden die allergrößte Verbreitung in den besten Kreisen der Damenwelt. Der „Bazar“ ist ein bevorzugtes und wirkungsvolles Insertionsorgan namentlich zur Ankündigung von Stoffen, Garderobe, Wäsche, Toiletten- und Wirtschafts-Artikeln, Nahrungsmitteln, überhaupt für alle Gegenstände, welche die Damen interessieren.



LOHSE'S Edelveilchen

Der köstlichste Veilchenduft dem frischgepflückten Veilchen gleich.
Parfüm — Puder — Brillantine — Toilettewasser — Seife — Riechkissen

GUSTAV LOHSE

Königlicher Hoflieferant
BERLIN W., Jäger-Strasse 45/46.
Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften,
sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.



HOFFMANN'S Speisen-Mehl!

Schutzmarke · unübertroffenes Fabrikat aus feinstem Reis

Canfield Schweissblatt.

Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht.
Unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid.



Canfield Rubber Co., HAMBURG,

11 Scholviens Passage.
Nur echt mit unserer Schutzmarke „Canfield“.
Jedem Schweissblatt ist ein Garantieschein beigelegt.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentchnik.
Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Schloss Röteln a. Rhein

(Baden vis-à-vis Kaiserstuhl)
Klimatischer Sommer- und Winterkurort für
Lungenkranke.
Unter ärztlicher Leitung ihres Besitzers bietet diese in günstigster Lage für Lungenleidende gelegene Heilanstalt die besten Heilungsbedingungen. Prospekte unentgeltlich durch den Besitzer **Dr. Petermann.**



Ladebeck's selbstthätige Sitzdouche

Patentirt in allen Culturstaaten.

Dieser sanitäre Reinlichkeits-Apparat ist in jedem Zimmer ohne Heizvorrichtung oder Wasserleitung stets fertig zum Gebrauch, bedarf selbst zu mehrmaliger Benutzung nur 2 Eimer Wasser, erfordert kein vollständiges Auskleiden und ersetzt vollkommen Sitzwanne, Bidet, Fussbad etc.
Von medizinischen Autoritäten empfohlen. Zahlreiche Anerkennungs-schreiben. Gebrauchsanweisung wird beigegeben.
Preis 25 M. per Nachnahme.
Hauptdepôt:
H. Ladebeck, Leipzig
Alexanderstrasse 14.
Vertreter im Auslande gesucht.

Für Damen

bietet sich sehr lohnender Erwerb, und zwar jederzeit und für jeden Ort, durch Verkauf von Weinen, Fischzeug, Aussteuer etc. nach Muster an Private. Offerten erbitte bis 1891 geprüfete, weibliche.
Weberei H. Eggemann, Bielefeld B.
Lieferant für königliche, großherzogliche und fürstliche Hofhaltungen.
Versand nach allen Welttheilen. Grossartige Mustersortimente versende franco an Jedermann.

Violinen Cellos etc.

in künstl. Ausführung.
Alte ital. Instrumente für Dilettanten und Künstler.
Zithern
berühmt wegen gediegener Arbeit und schönem Ton; ferner alle sonstigen Saiteninstrumente. Coulant Beding.
Illustrirter Katalog gratis und franco.
Hamma & Cie.
Saiteninstrumenten-Fabrik
Stuttgart.



Teppiche

Berlins größtes Spezialhaus für
in Sopha- und Salongröße à 3,75 5. 6. 8. 10 bis 100 Mt. — Prachtkatalog gratis!
Sophastoffe auch Reste reizende Neuheiten, billig! Proben franco.
Teppich: **Emil Lefèvre, Berlin S., Haus Dranienstr. 158.**

1200
Styl-Laubsäge, Schnitz-, Flach- u. Kerbschnitt-, Holzbrand-Malerei, etc. etc. Vorlagen a. Papier u. Holz. Anleit., Utensilien, Maschinen, Werkzeuge und Materialien.
Zeitschrift „Der Dilettant“
Illust. Preislisten f. 30 Pf. i. Briefm.
Mey & Widmayer, München.

E. Neumann & Co. Dresden-N.

Man verlange Preislisten!



Fabrik für Cotillon-, Carneval-Artikel und Masken-Costume.

Alte Schloss-

Marke
bekannt als bester Zwieback.
Probepek. 45 f. (5 Kilo) 4.40 M.
von Rudolf Gericke,
HOFLEB'S MAJESTÄT DES KAISERS
Telegr. Adr.: Zwiebackfabrik-Potsdam.

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift von Geh.-Rath Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Godbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie und Magenschwäche** leiden. Preis 1/2 Fl. 3, ähnl. Zuständen an nervöser **Magenschwäche** 1/2 Fl. 1,50 M.
Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chausseestraße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.
Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Für Orchester, Schule und Haus!



Musikinstrumente

Jul. Heinr. Zimmermann,
Fabrik und Export,
Leipzig, St. Petersburg, Moskau.
Neue illustr. Preisliste gratis!

Grösstes Lager
Pariser
Orig.-Maskenbilder
sowie
Deutscher
Volkstrachten-Bilder
von Prof. Alb. Kretschmer.
Ausführlicher Katalog
ca. 560 Nummern
gratis und franko.
Hoffmann & Ohnstein
Leipzig.




Emsmer Pastillen

gewonnen aus den Salzen der König Wilhelms Felsenquellen
BAD EMS
Die Administration der Felsenquellen
ADMINISTRATION DER FELSENQUELLEN-EMS

Jede Schachtel der aus den Salzen der König Wilhelms-Felsenquellen bereiteten echten Emsmer Pastillen ist mit einer Plombe versehen. Man verlange daher stets „Emsmer Pastillen mit Plombe“.

CAFFEE

Garantirt rein, keine Mischungen!!
Directer Versand in Postpacketen.
Engrospreise auf Anfrage.
G. S. Wedekind & Co., BREMEN.

86 Pf. Original Brasil	117 Pf.
97 " ff. verlesen. Campinas	129 "
108 " ff. grossbohn. Columbia	144 "
117 " prima Lavé	156 "
129 " ff. gewaschen. Guatemala	169 "
134 " ff. gewaschen. Portorico	175 "
148 " hochfeiner Java	192 "
153 " echt arab. Mocca	199 "

Preise per Pfund verzollt gegen Nachnahme.
ungeröstet. geröstet.



GAEDKE'S CACAO

nach eigenem patentirten Verfahren hergestellt ist anerkannt als **der bekömmlichste von allen** und daher von ärztlichen Autoritäten besonders empfohlen.
Garantie für Echtheit nur in Originalpackungen:
3 Kronen 2 Kronen 1 Krone
Mk. 2,80, Mk. 2,40, Mk. 2,—
per 1/2 Kilo-Packung.
Ueberall käuflich.
Fabrikant **P. W. GAEDKE, Hamburg.**



Schepeler's Thee

Haushaltungs-Thee	2.50	12.75	13 —
Familien-Thee	3 —	15.25	15.50
Frühstücks-Thee	3.50	17.75	18 —
Gesellschafts-Thee	4 —	20 —	20 —
Club-Thee	4.50	22.50	22.50
Neotar-Thee	5 —	25 —	25 —
Five o'clock-tea	5.50	27.50	27.50
Non plus ultra	6.50	32.50	32.50
Karawanen-Thee	7 —	35 —	35 —
Kien-Long	10 —	50 —	50 —

GEORG SCHEPELER, THEE-IMPORT, FRANKFURT A. M.
ROSSMARKT 3 U. KL. HIRSCHGRABEN 2.



Aelteste Deutsche Neusilberwaren-Fabrik

Gegründet 1824.
HENNIGER & Co
BERLIN S.W. 68.
Verkaufslager:
Berlin. Leipzig. Breslau.
Hamburg. Dresden.
Magdeburg.

Weisses hohes Metall, starke Verzifberung.
Silberne Staats-Medaille.
Speisen- und Cafel-Geräthe aller Art.
Bettede, Bekleid., Besätze.
Einrichtungen für Hotels, Cafes, Restaurants.
Ausstattungen, Hochzeits- und Fest-Beschäfte.

Feinster Honig

5 Kilo - Blechkanne 5 Mk., 6 Fres., 3 fl., franko Post.
Alex. v. Kovács, Honigexport, Gr. Beeskerek No. 52 (Ungarn)



ODONTA ZAHN-WASSER

zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne.
WOLFF & SOHN
Königliche Hoflieferanten
Filiale Wien Körnerhofgasse 6.
Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.